

Märchen-Buch

von
Robert Keil.



Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

181874 A

MA 9 - SD 25 - 50 - 7611 - 39532 - 45

Burgeri Langer

Märchenbuch.

Neue Märchen
für die liebe Jugend,

erzählt von

Robert Keil.



Stuttgart.
Rob. Bardten Schlager's Verlag.

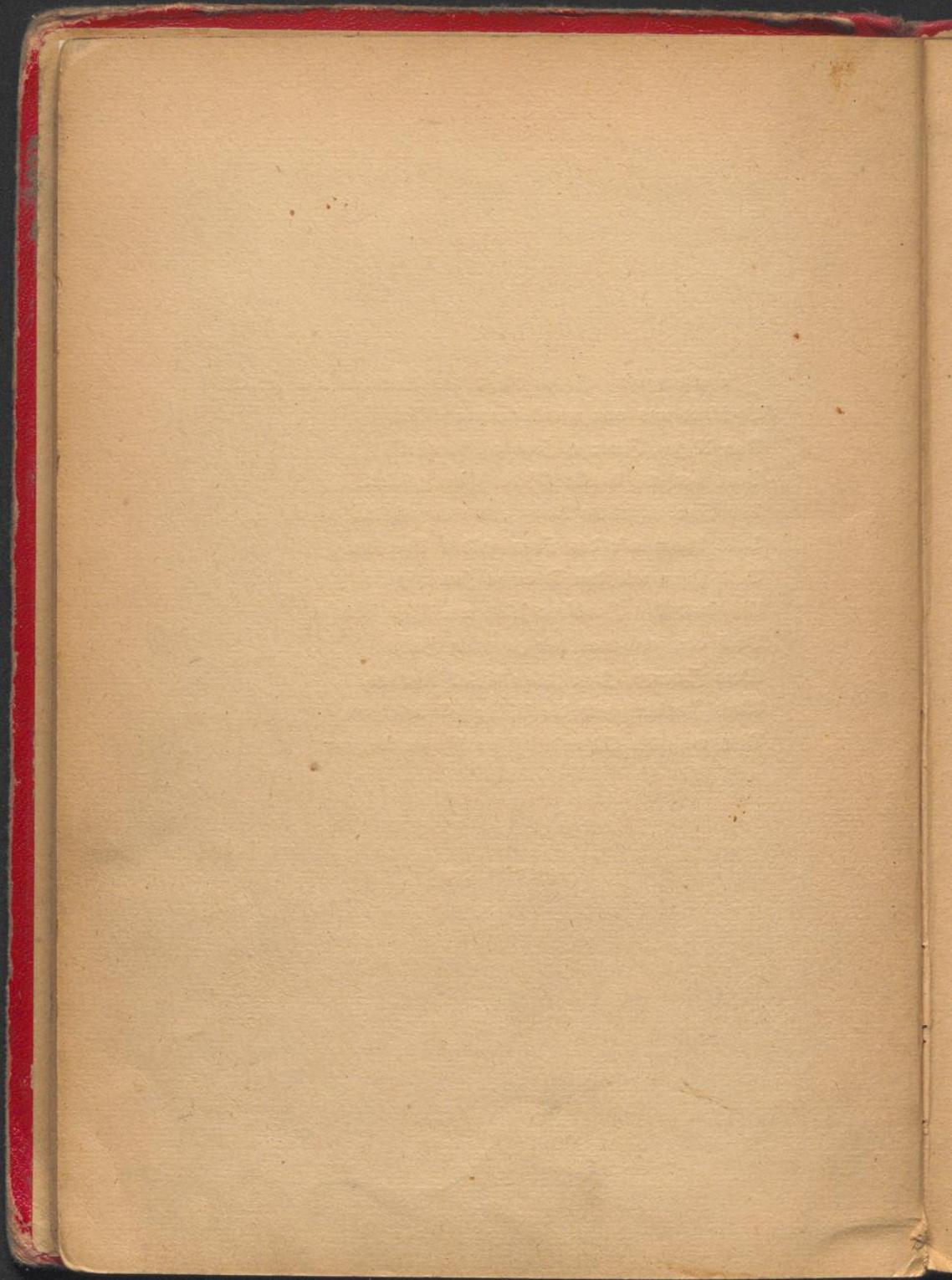
a ~~187.065~~
187.874



JN 259856

In altersgraue Zeiten führt das Märchen uns zurück,
Berichtet uns von wunderbarem Glück,
Das Nixen, Zwerge, Feen oft bereitet
Dem, der auf dunkle Pfade schien geleitet.
Der Zaubersprüche Kraft erkennen wir mit Grausen,
Bald hören wir des Sees wildes Brausen,
Bald sehen wir den Drachen Feuer spei'n
Und bald den Zaub'rer selbst um Hilfe schrei'n.
Doch eins erkennen wir zu allen Zeiten,
Wem Zwerge, Feen sollen Glück bereiten,
Wem Zauberspruch die Mühe soll belohnen,
Dem muß die Tugend fest im Herzen wohnen.





Die dankbaren Vögel.

In jener Zeit, als die Menschen die Sprache der Tiere noch verstanden und Rotkäppchen sich mit dem Wolfe unterhalten und der Fuchs den Gänsen predigen konnte, lebte am Saume eines großen Waldes ein armer Tagelöhner, der durch seiner Hände Arbeit kaum so viel verdienen konnte, daß er für sich und seine Familie stets Brot im Hause hatte. Er hatte zwar versucht, seine Lage dadurch zu verbessern, daß er ein Stückchen Land urbar gemacht und zum Schutze mit einer Hecke eingefriedigt hatte; aber jedes Jahr, wenn die Zeit zur Aussaat kam, fehlte es ihm an Saatkorn, und der Acker trug dann im Herbste nur üppigeres Unkraut, als er ohne die mühsame Bearbeitung wohl hervorgebracht haben würde. Trotzdem ließ der arme Mann den Mut nicht sinken, und in der Hoffnung, daß er im nächsten Herbste die Mittel zur Anschaffung des Saatkorns besitzen werde, grub er den Acker jedes Jahr von neuem um. Schon mehrere Jahre hatte er es so getrieben, und seine Hoffnung war stets getäuscht worden; da traf er eines Morgens auf dem Wege zur Stadt eine alte Lerche, die ihm nicht wie gewöhnlich schon von ferne ihren Morgengruß entgegenrief, sondern traurig und mit gesenktem Kopfe auf einer Erdscholle saß und schwache Klage laute hervorstieß. Ach, dachte der Tagelöhner, der armen Lerche geht es gewiß wie dir, und sie weiß wahrscheinlich für sich und ihre Kinder kein Körnchen zu finden; denn die Zeiten sind jetzt gar schlecht, und die paar Körnlein, welche der Landmann bei der Ernte auf dem Felde hat liegen lassen, sind jetzt schon unter-

gepflegt. Mittheilig, wie die Armut ja gewöhnlich ist, zog er das Stück Brot, welches ihm den Tag über zur Nahrung dienen sollte, aus der Tasche und wollte es eben mit dem trauernden Vogel teilen; da wandte dieser plötzlich den Kopf und sprach, als er die Absicht des Tagelöhners bemerkte, mit dankbaren Blicken: „Behalte nur dein Stücklein Brot, lieber Freund, ich will dich dessen nicht berauben; denn für mich finde ich immer noch Körnlein genug, und der Sorge für meine Kinder bin ich leider durch ein schweres Unglück enthoben. Der böse Jäger hat nämlich in der vergangenen Nacht dort drüben auf dem Kleeфельde ein Netz ausgespannt, und während ich mit dem Aufgange des Tagesgestirns zum Himmel emporswirbelte, um in jubelnden Tönen dem allgütigen Schöpfer Lob und Preis zu singen, haben sich meine Kinder in das Netz verstrickt, und bevor eine Stunde vergeht, werden sie alle getödtet sein.“

„Sei doch nicht närrisch,“ erwiderte der Tagelöhner unter herzlichem Lachen, „was wollte denn der Jäger mit den kleinen toten Vögeln wohl beginnen? Sollte er sich etwa eine Suppe daraus kochen oder sie braten? Nun, dann würde die Suppe doch wohl etwas dünn werden, und als Braten würden deine vier Kinderchen doch nur ebenso viele kleine Bissen abgeben.“

„Ach, lieber Hans,“ unterbrach ihn die Lerche mit einem tiefen Seufzer, „du kennst die bösen Leckermäuler in der Stadt noch nicht, sonst würdest du gewiß anders sprechen. Für unsern schönen Gesang geben sie keinen Pfifferling mehr, und das Verständnis unserer Sprache haben sie schon seit langer Zeit verloren. Unsere kleinen winzigen Körper halten sie für einen der wohlschmeckendsten Braten, und wenn wir im Herbst nach dem Süden ziehen, so werden Tausende von uns gefangen und getödtet, nur um den Leckermäulern einen eingebildeten seltenen Genuß zu verschaffen.“

„Was du mir da erzählst,“ entgegnete Hans, „habe ich zwar bisher noch nicht gewußt, und es ist recht traurig, daß es Menschen giebt, die vergessen haben, daß ihr nicht zum Ver-

speisen, sondern zum Singen erschaffen seid; aber von dem Jäger werdet ihr doch wohl nichts zu befürchten haben. Denn er versteht doch die Vogelsprache noch, und wenn du ihn recht freundlich bittest, deine Kinder frei zu lassen, so wird er deinen Bitten um so mehr ein williges Gehör schenken, als ja vier junge Vögelchen ein so schmales Gericht sind, daß sie ihm niemand abkaufen wird."

"Du irrst, lieber Hans," gab die Lerche zur Antwort, "denn obgleich der Jäger unsere Sprache recht wohl versteht, so giebt er sich doch den Anschein, als ob solches nicht der Fall sei, nur um unsere Bitten um so leichter unbeachtet lassen zu können. Was er in seinen Netzen fängt, tötet er, und Käufer finden sich immer, wenn auch die Zahl der Opfer noch so gering ist. Darum würde mein Bitten und Flehen nur taube Ohren finden und vielleicht das Schicksal meiner Kinder sogar noch verschlimmern; denn wenn der Jäger die gefangenen Vögelchen nicht sofort tötet, so sperrt er sie in einen Vogelbauer, in welchem sie durch Unkenntnis ihrer Lage den schrecklichsten Tod erleiden. Ihr angeborener Trieb, sich selbst in der Gefangenschaft wirbelnd in die Lüfte zu erheben, veranlaßt sie, solches auch in dem engen und niedrigen Käfig zu versuchen, aber an der Decke desselben zerschmetterten sie sich den Schädel, und der erste Versuch ist gewöhnlich auch der letzte."

"Solche Bosheit," rief Hans entrüstet aus, "habe ich dem Jäger nicht zugetraut, und von heute an ist er so lange mein Freund nicht mehr, bis er sich bessert. Soviel in meinen Kräften steht, will ich das von ihm angerichtete Unglück von euch abwenden und damit gleich jetzt den Anfang machen. Komm, zeige mir das Netz, und ich will deinen gefangenen Kindern sofort ihre Freiheit wiedergeben."

Die eben noch so traurige Lerche wußte kaum wie ihr Geschick, und jubelnd und jauchzend flog sie voran, um ihrem treuen Freunde den Weg zu zeigen. Außer den vier Lerchenkindern war unter dem Netze eine große Anzahl Drosseln, Stare, Finken, Hänflinge und Meisen, sowie der bei keiner Gelegenheit fehlenden Sperlinge gefangen. Wie verschieden die Vögel geartet waren,

und wie es um die Gefittung des einzelnen stand, zeigte sich so recht bei der Ankunft des hilfebereiten freundlichen Hans, den alle trotz seines blauen Kittels für den bösen Jäger hielten. Die Drosseln und Hänflinge baten in den süßesten Tönen um Gnade und Erbarmen; die Finken spotteten der ihnen drohenden Gefahr für ihr Leben und riefen, als ob sie ihr Ende mit Sehnsucht erwarteten, beständig: „Flink, flink“; die Stare, als hochgebildete Vögelein, machten vor dem Tagelöhner die tiefsten Verbeugungen; die Lerchen und Meisen erwarteten schweigend ihr Schicksal und zogen sich ängstlich in den äußersten Winkel zurück und nur die Sperlinge schimpften wie Gassenbuben, indem sie dem braven Hans bald: „Dieb, Dieb,“ bald: „Narr, Narr und Thor, Thor!“ entgegenriefen.

Als aber Hans das Netz emporhob, und die Gefangenen sich frei fühlten, da waren die Sperlinge, wenn auch nicht die Dankbarsten unter den Befreiten, so doch die größten Schmeichler. Sie nannten den braven Hans jetzt „lieb, lieb“ und riefen beständig dazwischen: „’s ist wahr, wahr, er holt’ uns hervor!“ Die übrigen Vögel sangen ihm ihre schönsten Lieder vor und hätten wohl noch stundenlang gesungen, wenn Hans nicht daran gedacht hätte, daß die Arbeit auf ihn wartete, und daß es nicht wohlgeraten sein möchte, die Ankunft des Jägers abzuwarten. Er lehnte deshalb allen weiteren Dank von sich ab und riet den befreiten Vögeln, sich so schnell als möglich von dem Kleeфельde zu entfernen, damit sie der Jäger nicht etwa überrasche und wohl gar noch mit seiner Flinte zwischen sie schieße.

Bei Erwähnung des Jägers stoben die Vögel sofort nach allen Weltgegenden auseinander, und nur die alte Lerche begleitete den Tagelöhner mit ihren Kindern, jubelnd und jauchzend, bis vor die Thore der Stadt. Hier verließ sie ihn unter dem Versprechen, daß si: ihm ihre Dankbarkeit später noch bei jeder Gelegenheit beweisen werde.

Als Hans am Abend von der Arbeit nach Hause zurückkehrte, war er nicht wenig darüber verwundert, die sämtlichen

kleineren Vögel des nahegelegenen Waldes und der umliegenden Felder auf seinem Acker versammelt zu finden. Die einen rauften mit ihren Schnäbeln das aufgeschossene Unkraut aus, die andern vertilgten die Engerlinge und Raupen, welche sich zum Winterschlaf in dem Acker eingenistet hatten, und die größere Zahl flog ab und zu und brachte jedesmal bei der Rückkehr ein Weizenkorn im Schnabel mit, welches in den weichen Boden eingescharrt wurde. Mit Sonnenuntergang stellten die Vögel ihre Arbeit ein, sangen dem erstaunten Hans noch ein fröhliches Abendliedchen vor und zerstreuten sich dann wie auf Befehl nach allen Himmelsrichtungen, um ihre Nester aufzusuchen.

Raum waren acht Tage verflossen, so sproßte auf dem Acker des armen Hans die grüne Saat empor, und im nächsten Herbst prangte neben der ärmlichen Hütte ein wogendes Weizenfeld. Denn die kleinen Vögelein waren das Frühjahr und den Sommer hindurch ohne Unterlaß bemüht gewesen, den Acker ihres Wohlthäters von Schnecken, Raupen und anderen schädlichen Tieren zu säubern. Hans legte einen Teil der reichen Ernte als Saatkorn zurück, und von dem Reste hatte er mit seinen Kindern das ganze Jahr hindurch feines Weizenbrot. Er machte nach und nach ein Stück Land nach dem andern urbar und wurde bald zum wohlhabenden Manne.

Dem Jäger erging es nicht so gut. Die Vögelein fürchteten ihn und mieden seine Aecker, weil sie einmal des Glaubens waren, daß auf denselben überall Netze ausgespannt seien. Infolge dessen nahmen die schädlichen Tiere auf den Ländereien des Jägers überhand, und die Ernten wurden mit jedem Jahr geringer. Erst spät kam der Jäger zur Einsicht, wie sehr er sich durch die Verfolgung der muntern Vögel selbst geschadet hatte, und er suchte den begangenen Fehler auf jede Weise wieder gut zu machen; aber es gelang ihm nur, den dreiften Sperling auf seine Felder zu locken, und der nahm neben den Schnecken und Engerlingen auch manches Weizenkorn mit.



Den Heckthalen.

Der schreckliche Krieg, welchen zwei mächtige Könige mit großer Erbitterung jahrelang gegen einander geführt hatten, war durch einen Friedensschluß „auf ewige Zeiten“ beendet, und die Soldaten, welche teilweise zum Krüppel geschossen waren, wurden in ihre Heimat entlassen. Auch Eckard, der als lebenslustiger Bursche mit zwei gesunden Armen in den Krieg gezogen war, kehrte jetzt nach Hause mit nur einem Arm zurück und zerbrach sich schon unterwegs den Kopf darüber, wie er später sein tägliches Brot erwerben solle. Sein erlerntes Handwerk, die Korbsflechtere, konnte er mit einem Arme unmöglich weiterbetreiben, und als Knecht oder Tagelöhner nahm den Krüppel gewiß niemand in Dienst. Das einzige Mittel, um seinen Unterhalt zu gewinnen, war nach seiner Ansicht die Anlegung eines kleinen Kramladens, zu dessen Verwaltung er sich trotz seiner mangelhaften Rechenkunst wohl befähigt hielt. Allein dazu gehörte Geld und abermals Geld, und das gerade fehlte ihm. Sein ganzes Vermögen bestand in drei Kreuzern, welche kaum noch für ein kärgliches Mittagmahl ausreichten. Wenn er am Abend sein Heimdorf erreichte, besaß er nichts mehr, und wenn ihm der Wirt nicht aus Mitleid ein unentgeltliches Nachtlager bewilligte, so konnte er seine Schlafstätte im Walde oder hinter irgend einer Hecke aufschlagen.

Mit diesen trüben Gedanken beschäftigt, setzte Eckard seinen Weg auf der Landstraße fort, ohne seine Umgebung oder die ihm begegnenden Wanderer weiter zu beachten. Doch plötzlich fuhr er erschrocken zusammen, als er eine fremde Stimme aus dem nahen Walde vernahm, welche spottend ihm zurief: „Heda,

Eckard, machst du Kalender, daß du vorübergehst, ohne den Leuten nur einmal einen „Guten Morgen“ zu wünschen? Komm, setze dich zu mir; ich verzehre gerade mein Frühstück, und wenn du daran teilnehmen willst, so ist es dir gern vergönnt!“

Als Eckard sich nach dem Rufer umsah, erblickte er unter einer Eiche einen ihm gänzlich unbekanntem Zwerg, der durch sein häßliches und durch ein höhnisches Lächeln verzerrtes Gesicht einen wahrhaft abschreckenden Eindruck machte. Unter andern Umständen würde er den kleinen Kobold, wie er ihn in Gedanken nannte, ganz unbeachtet gelassen haben und seine Straße weitergezogen sein; aber hier stand ein nicht zu verachtendes Frühstück in Aussicht, das im Notfall die Mittagsmahlzeit entbehrlich machen konnte. Eckard rief deshalb einen Gruß zurück und wandte sich sofort dem Walde zu, um der Einladung des Zwerges zu folgen. Dieser hatte auf den Rasen vor sich ein weißes Tüchlein ausgebreitet, auf dem Brot, Schinken und Wurst in solcher Menge lagen, daß sich daran wohl zehn Menschen hätten sättigen können.

„Nun, setze dich zu mir,“ begann der Zwerg die Unterhaltung, „und greife tapfer zu; denn mit leerem Magen läßt sich schlecht erzählen. Ich weiß das an mir selbst, und deshalb darfst du mich um nichts fragen, bis ich fällig gesättigt bin.“

Eckard ließ sich nicht zweimal nötigen und that dem dargebotenen Frühstück alle Ehre an. Erst als der letzte Speisereft von dem Tüchlein verschwunden war, klappte er sein Taschmesser zu, strich sich mit Wohlbehagen über den Bauch und fragte mit lächelnder Miene, wem er das Frühstück zu verdanken habe.

„Wie du siehst,“ erwiderte der Kleine, „einem der stets mildthätigen Zwerge, der dich schon seit deiner frühesten Kindheit kennt, den du aber heute wohl zum erstenmale zu Gesichte bekommen hast. Ich habe nämlich schon weit über hundert Jahre in unmittelbarer Nähe deines Heimatdorfes gewohnt und bin erst seit einigen Tagen von dort fortgezogen, weil die Dorf-

bewohner einen Eichbaum, der meine verborgene Wohnung beschattete, gefällt hatten. Einstweilen wohne ich nun hier im Walde und gedenke auch so lange hier zu bleiben, bis mich die rauhe Jahreszeit zwingt, wieder eine geschützte und warme Wohnung aufzusuchen. Mehr weiß ich von mir nicht zu sagen, und ich könnte höchstens noch hinzufügen, daß ich gut esse und trinke, nach Gefallen lustwandle und die übrige Zeit verschlafe. Doch nun teile auch du mir mit, wie es dir seit deiner Abwesenheit vom Dorfe ergangen ist, und wie du deine Lebensweise für die Zukunft einzurichten gedenkst."

"Wie es mir ergangen ist," erwiderte Eckard mit höhnischem Lachen, "siehst du wohl selbst. Man hat mir in der Schlacht den linken Arm abgehauen, den Stumpf wieder geheilt und mich nach abgeschlossenem Frieden mit zwanzig Kreuzer Zehrgeld nach Hause geschickt. Von diesen zwanzig Kreuzern sind mir noch drei übrig geblieben, und wie ich diese verwenden werde, weiß ich augenblicklich selbst noch nicht. Wenn ich unterwegs Durst empfinden sollte, so sackt sie wahrscheinlich irgend ein Schenkwirt an der Landstraße ein, und wenn das nicht ist, so bezahle ich morgen früh damit mein letztes Nachtlager im Wirtshause. Finde ich dann morgen keine Arbeit im Dorfe, so bleibt mir nichts weiter übrig, als das Land als Bettler zu durchziehen."

"Pfiu, Betteln wolltest du? Nein, Eckard, dann giebt es doch wohl noch andere Mittel und Wege, um nicht nur anständig, sondern sogar wie ein reicher Mann leben zu können. Sieh', ich habe hier zum Beispiel einen sogenannten Deckthaler, der die sonderbare Eigenschaft besitzt, daß er sich in jeder Nacht verdoppelt. Wenn du ihn am Abend in die Hosentasche steckst, so findest du am andern Morgen zwei Thaler vor. Läßest du diese in der nächsten Nacht in der Tasche, so sind es am andern Morgen vier geworden, und so geht die Verdoppelung immer weiter, bis die Tasche bis obenan gefüllt ist. Du hast sie nur immer rechtzeitig zu leeren und wirst dann bald nicht Kisten und

Kasten genug haben, um deine Schätze aufzubewahren. Dabei brauchst du gar keine Furcht zu haben, daß du den Hecthaler einmal mit anderen verausgaben könntest; denn selbst wenn dieses hin und wieder geschehen sollte, so wird er stets in deine Tasche zurückspringen. Nur wenn dich jemand darum bittet, daß du ihm den Hecthaler zum Geschenk machen möchtest, und du diesem Wunsche freudig entsprichst, wird das wunderbare Geldstück für dich für immer verloren sein, und alle angesammelten Schätze werden mit ihm verschwinden."

"Ei," rief Eckard lachend aus, "wer würde wohl so thöricht sein, sich eines so wertvollen Besitztums freiwillig zu entäußern!"

"Einen solchen Thoren," entgegnete der Zwerg, "siehst du in mir; denn wenn du es wünschest, so schenke ich dir den Thaler und knüpfe daran nur die einzige Bedingung, daß du nie in deinem Leben auch nur einen Finger zur Arbeit rührst."

"Nun," unterbrach ihn Eckard, "die Bedingung ist leicht zu erfüllen, und wenn es dir wirklich mit dem Geschenke ernst ist, dann gieb den Thaler her; er soll bei mir gut aufgehoben sein."

Der Zwerg warf seinem Gaste das blanke Geldstück in den Schoß und sprang, als ob er die Zurückgabe des Geschenkes befürchtet hätte, empor und eilte, so schnell ihn seine kleinen Beine tragen wollten, in den Wald. Dabei sang er mit klarer und heller Stimme:

Geißa, juchhei,
Zwerg Niesel ist frei!
Die Art darf er führen,
Die Hände jetzt rühren
Zur Arbeit, zum Schaffen
Zu jeglichem Thun;
Braucht nicht mehr zu ruh'n,
Geißa, juchhei,
Zwerg Niesel ist frei!

Das ist ein sonderbarer Raub, dachte Eckard bei sich; denn wie es scheint, freut er sich sogar darüber, daß er sein Geld losgeworden ist, und jetzt wieder um das tägliche Brot arbeiten muß. Nun, jeder nach seinem Geschmac; ich werde wenigstens den prächtigen Heckthaler niemals verschenken, und wenn ich stets blanke Thaler genug in der Tasche habe, so kann ich die Arbeit recht gut entbehren. Zunächst schlage ich meine Wohnung im besten Gasthof des Dorfes auf, lasse mir das Frühstück jeden Morgen vor's Bett bringen, schlafe bis Mittag, speise dann gut und trinke die feinsten Weine. Am Nachmittage spreche ich bei diesem oder jenem alten Bekannten vor und verplaudere die Zeit oder lustwandle bei gutem Wetter durch Feld und Wald. — Lustwandeln? — Nein, das ermüdet zu sehr und würde von dem Zwerge vielleicht gar für Arbeit angesehen werden. Bis meine Schätze soweit angewachsen sind, daß ich mir Kutsche und Pferde anschaffen kann, muß ich deshalb auf Feld und Wald verzichten und vorläufig mit anderen Vergnügungen vorlieb nehmen. Hoffentlich wird sich schon jeden Tag etwas Neues finden, und wenn es in meinem Heimatsdorfe an Abwechslung fehlen sollte, so ziehe ich ohne weiteres in die Stadt.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, setzte Eckard seine Reise munter weiter fort und freute sich schon im voraus über die verwunderten Gesichter, welche seine früheren Schulkameraden machen würden, wenn sie ihn, den abgedankten Soldaten und einarmigen Krüppel, im ersten Gasthof hinter Braten und Wein sitzen sähen.

Als er etwa noch eine Stunde vom Dorfe entfernt war, traf er einen alten Mann an, der sich auf einem Meilensteine niedergelassen und ein schweres Bündel Reisig neben sich niedergelegt hatte. Er erkannte in ihm einen früheren Nachbar seiner verstorbenen Eltern, und die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten eine ungeheuchelte. Eckard erzählte von seinen Kriegserlebnissen, und der alte Mann wußte von jeder Familie im Dorfe etwas Neues mitzuteilen. In der einen hatte der

Klapperstorch einen Knaben oder ein Mädchen oder wohl gar Zwillinge gebracht, in der andern hatte sich ein Sohn oder eine Tochter verheiratet, und in gar vielen hatte der Tod ohne Unterschied zwischen jung und alt aufgeräumt.

Doch endlich waren die Neuigkeiten so ziemlich erschöpft, und beide schickten sich an, den Weg weiter fortzusetzen. Der alte Mann bat seinen Gefährten, ihm beim Aufhocken des Reisigbündels behülflich sein zu wollen, und Eckard wollte schon die Hand dazu anlegen, als ihm plötzlich die Bedingung des Zwerges wieder einfiel, nach welcher er keinen Finger zur Arbeit rühren durfte. Er ließ deshalb den Arm wieder sinken und gab im barschen Tone zur Antwort: „Von Eurem Knechte mögt Ihr solche Dienstleistungen verlangen; aber ein Soldat, der im Dienste eines mächtigen Königs gestanden hat, giebt sich zu solchen Arbeiten nicht her.“ Damit wandte er den Rücken und suchte so schnell als möglich aus der Nähe des Alten zu entkommen, der ihn einen faulen Burschen und hochnasigen Gimpel nannte. —

Dem armen, oder besser gesagt, dem reichen Eckard war der Vorfall höchst unangenehm, und er hätte gern wer weiß wie viel darum gegeben, wenn er ihn hätte ungeschehen machen können; aber er suchte sich selbst damit zu entschuldigen, daß der Besitz oder Verlust des Hecthalers auf dem Spiele gestanden habe, und redete sich ein, daß die Verachtung des Alten gegen die zu erwartenden Schätze gar nicht in Anschlag gebracht werden könne.

Doch das Schicksal geht mit dem Menschen oft wunderlich um und treibt ihn aus einer Verlegenheit in die andere, bis es ihn endlich in einer Sackgasse hat, aus der kein Entkommen mehr möglich erscheint. So oder doch ähnlich sollte es auch unserm Eckard ergehen; denn kaum war er eine Viertelstunde weiter gewandert, so traf er einen alten Schulkameraden an, der sich mit seinem Fuhrwerke festgefahren hatte und sich vergeblich bemühte, das in die schlechte Straße eingesunkene rechte Hinterrad

wieder zu heben. Die Freude des Wiedersehens war groß, und der Fuhrmann nannte seinen alten Kameraden einen ihm vom Himmel gesandten Engel, der seiner Verlegenheit ganz unerwartet ein schnelles Ende bereiten werde. „Ich will,“ sagte er, „mit der Winde das eingesunkene Rad wieder heben, und du, lieber Eckard, brauchst nur mit der Peitsche die Pferde anzutreiben, und mein Fuhrwerk ist wieder flott.“

Eckard war bei dieser Anrede wie versteinert und blickte bald auf den alten Freund, bald auf die Peitsche, die ihm dieser darreichen wollte; als er aber in der Ferne den Alten mit seinem Reisigbündel herannahen sah, verlor er gänzlich die Besonnenheit und gab kurzweg zur Antwort: „Ich habe selbst dem Könige nicht als Trostknecht gedient und sollte solchen Dienst jetzt bei einem Fuhrmann übernehmen? Das wäre mir eine schöne Arbeit für einen alten Soldaten, der wohl gelernt hat, mit dem Säbel, aber nicht mit der Peitsche dreinzuschlagen. Wenn du deine Pferde angetrieben haben willst, so thue das selbst oder suche dir einen Knecht, der solche niedrige Arbeit gelernt hat.“

Der alte Mann mit dem Reisigbündel hatte den faulen Eckard wegen seiner Ungefälligkeit nur gescholten und ihn sonst unbehelligt seine Straße weiter ziehen lassen; der junge Fuhrmann dagegen ließ es bei bloßen Scheltworten nicht bewenden, sondern schrieb seinem ehemaligen Freunde die Empfangsbezeichnung über die Aufkündigung der Freundschaft mit dem Peitschenstiele auf den Rücken. Eckard rieb sich den Buckel und suchte so schnell als möglich aus der gefährlichen Nähe seines alten Schulkameraden zu entkommen.

Solche bösen Erfahrungen hätten wohl manchem andern die Freude über den Besitz des Hecthalers verleiden können; aber Eckard tröstete sich mit dem Gedanken, daß er schon nach Verlauf weniger Tage als großer Herr aufzutreten vermöge, und daß ihm dann die Achtung oder Mißachtung der Dorfbewohner sehr gleichgültig sein könne. Ob er damit recht hatte, wird die Folge lehren.

Der Hecthaler that seine Schuldigkeit, und die nächsten Tage verliefen so ziemlich in der Weise, wie Eckard es sich vorher ausgemalt hatte. Er verzehrte sein Frühstück im Bett, schlief bis Mittag und saß dann hinter Braten und Wein. Nur beim Besuche der Nachbarn schien ihn ein eigenes Mißgeschick zu verfolgen; denn kaum hatte er ein Haus betreten und ein Gespräch mit den Bewohnern angeknüpft, so hieß es entweder: „Ach, Eckard, sei so freundlich und hilf mir den Kessel vom Feuer heben,“ oder: „Eckard, willst du mir wohl das Garn zum Wickeln halten?“ Kurz: überall nahm man sofort seine Hilfeleistungen in Anspruch und war nicht wenig erstaunt darüber, daß er dieselben stets verweigerte. Er war zwar durch Schaden klug geworden und wies die an ihn gerichteten Bitten nicht mehr mit groben und barschen Worten zurück; aber die von ihm vorgebrachten Entschuldigungen waren stets so lächerlich und einfältig, daß er bald im ganzen Dorfe als der größte Faulenzer und Tagedieb verschrieen war. Die Folgen eines solchen bösen Rufes konnten nicht ausbleiben, und wenn Eckard irgend einen der Dorfbewohner besuchen wollte, um mit ihm ein Stündchen zu verplaudern, so kam ihm gewöhnlich schon in der Hausthür der Knecht oder die Magd mit den Worten entgegen: „Der Bauer oder die Bäuerin sind nicht zu sprechen, sie sind beide zu sehr beschäftigt.“ — Im Wirtshause ließen ihn die Dorfbewohner stets allein am Tische sitzen, und seine Einladungen, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken, wurden höhnisch zurückgewiesen. Selbst die Kinder auf der Straße wichen ihm scheu aus und riefen ihm nicht selten, wenn sie weit genug von ihm entfernt zu sein glaubten, die Schimpfworte Faulenzer, Tagedieb nach. Der einzige, welcher noch freundlich mit ihm verkehrte, war der Wirt, bei dem er seine Wohnung genommen hatte, und dem er manchen harten Thaler zu verdienen gab; aber auch dessen Freundlichkeit hörte endlich auf, als er die Wahrnehmung machen mußte, daß die übrigen Dorfbewohner, um mit dem Faulenzer nicht mehr zusammen zu treffen, seine Wirt-

schaft mieden. So geschah denn schließlich das Unerwartete, daß Eckard eines Tages die Mitteilung empfing, daß er die bisher innegehabte Wohnung räumen und sich baldigst nach einer andern umsehen müsse.

Ein solches Ende der erträumten Freuden hatte Eckard nicht erwartet, und die an den Besitz des Hecthalers geknüpfte Bedingung des Zwerges begann ihm recht lästig zu erscheinen. Vorläufig tröstete er sich jedoch mit dem Gedanken, daß die Städter einen reichen Mann besser zu schätzen wissen würden, als die ungebildeten Bauern, und daß man ihn, selbst in der Hauptstadt mit offenen Armen empfangen werde. Es kam seiner Meinung nach nur darauf an, gleich von vornherein als reicher Mann aufzutreten und durch Glanz und Freigebigkeit aller Augen zu blenden. An den dazu nötigen Mitteln fehlte es nicht, und es wurden deshalb Reit- und Wagenpferde und eine Kutsche angeschafft, wie sie prächtiger wohl noch nie ein Graf besessen hatte.

Eckard sollte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen; denn als er seinen Einzug in die Stadt hielt, zog man auf allen Seiten den Hut vor ihm, und der Wirt, bei dem er seine Wohnung zu nehmen beabsichtigte, verbeugte sich vor ihm so tief und so oft, daß er die Umstehenden damit sogar zum Lachen reizte. Nach der Mißachtung, welche Eckard in der letzten Zeit in dem Dorfe erfahren hatte, gefiel ihm ein solcher Empfang ganz besonders wohl, und er freute sich jetzt, daß die „ungebildeten Bauern“ ihn zur Uebersiedelung nach der Stadt genötigt hatten.

Die nächsten Tage verliefen auch unter lauter Lust und Freude; Schauspiele und Bälle, Musik- und Gesangvorträge wurden besucht, und nirgends mutete ihm jemand auch nur die geringste Dienstleistung zu. Jeder bückte sich vor ihm, und jeder wünschte den reichen Eckard zum Freunde zu haben.

Und doch sollte ihm auch in der Stadt die Bedingung des Zwerges schließlich zum Fallstrick werden und ihn bei den Städtern noch in größere Mißachtung bringen, als dieses früher bei den Dorfbewohnern der Fall gewesen war.

Ekard begleitete nämlich eines Tages einen in der ganzen Stadt hochgeachteten alten Herrn nach Hause, wobei es das Mißgeschick wollte, daß dieser über einen Stein strauchelte und so unglücklich zu Boden fiel, daß er aus einer Kopfwunde blutete und sich nicht wieder allein zu erheben vermochte. Jammern und wehklagend bat er seinen Begleiter um Hilfe und suchte dessen Hand zu ergreifen, um sich an dieser wieder emporzurichten; doch Ekard wich schein zurück und suchte sein auffallendes Benehmen nicht einmal in irgend einer Weise zu entschuldigen. Er sah gleichgültig zu, wie verschiedene Vorübergehende dem Verunglückten hilfreich beisprangen, und kehrte, als wenn ihn die Sache gar nichts anginge, in seine Wohnung zurück.

Die Nachricht von dem Unglücksfalle hatte sich schnell in der Stadt verbreitet, und Ekards Verhalten bei demselben wurde in so grellen Farben ausgemalt, daß jeder mit Absehen von ihm zurückwich. Die Verachtung, welche ihm von allen Seiten zu teil wurde, stieg mit jedem Tage, so daß er sich schließlich genötigt sah, die Stadt zu verlassen.

Es würde zu weit führen, wenn wir den reichen, aber geplagten Ekard auf seinen Irrfahrten weiter begleiten wollten und es möge deshalb die Mitteilung genügen, daß ihn in allen Städten, in denen er seinen Wohnsitz nahm, das gleiche Geschick ereifte, so daß er bald im ganzen Lande als fauler, ungeschickter und ungebildeter Mensch verschrieen war. Es kam schließlich mit ihm so weit, daß er sich mitten im Walde ein Haus erbauen mußte, nur, um mit keinem Menschen mehr, außer mit seinem Diener, in Berührung zu kommen. Zu spät sah er ein, welche Folgen die Erfüllung der Bedingung des Zwerges für ihn gehabt hatte, und gern hätte er den Besitz des Heekthalers aufgegeben; allein er hatte das Arbeiten verlernt und war inmittelst auch zum arbeitsunfähigen Greise geworden. Er starb einsam und verlassen und soll, wie erzählt wird, den Heekthaler mit ins Grab genommen haben.



Prinz Minnewin.

Prinz Minnewin hatte bereits das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt und war zum großen Verdruß seines Vaters noch immer unverheiratet geblieben. Er war zwar schon vielfmals auf die Brautschau ausgezogen und hatte auf einem Umkreise von hundert Meilen alle Königshöfe besucht; aber von den Prinzessinen, welche er dort gesehen hatte, hatte ihm keine einzige gefallen. Die eine war ihm zu groß, die andere zu klein gewesen; die eine hatte zu schwarzes, die andere zu blondes Haar gehabt; kurz: an jeder hatte er etwas auszusetzen gefunden, und so war er stets unverrichteter Dinge von der Reise zurückgekehrt. Mit der Zeit gewann es sogar den Anschein, als ob er auf alle weiteren Heiratspläne Verzicht geleistet habe und sich mehr bemühe, neue Zechgenossen als eine liebenswürdige Braut aufzufinden. Fremde Prinzen und Ritter fanden sich in großer Zahl am Königshofe ein und hielten mit Prinz Minnewin täglich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ihre Zechgelage.

Unter den Rittern befand sich auch einer, den man nur unter dem Namen „Nahlkopf“ kannte, und der sich nicht nur durch den Mangel jeglichen Haarwuchses, sondern auch durch seine mächtige Gestalt und seine fast übermenschlichen Kräfte vor allen andern auszeichnete. Er spielte mit hundertpfündigen Steinen Fagball, warf seinen Speer bis auf die Spitze des Kirchturmes und hieb mit seinem Schwerte durch jeden Helm und jeden Panzer. Er wurde deshalb von allen gefürchtet und gemieden, und Prinz Minnewin war wohl der einzige am königlichen Hofe, der mit ihm näheren Umgang pflog. Eines Tages lustwandelten beide

im Schloßgarten und plauderten bald über dieses, bald über jenes, als der Prinz den Ritter plötzlich fragte, auf welche Weise er in so jungen Jahren sein Haar verloren und zum vollständigen Kahlkopf geworden sei.

„Das,“ erwiderte der Ritter, „ist eine lange Geschichte, von der ich nicht gern spreche, weil ich bei derselben in meinem ganzen Leben zum ersten Male den Kürzeren gezogen habe. Wenn ich euch, mein Prinz, jedoch einen Gefallen damit erzeigen kann und ihr darüber zu schweigen verspricht, so will ich sie Euch mit wenigen Worten mittheilen.“

Nachdem Prinz Minnewin darum gebeten und Stillschweigen gelobt hatte, hob der Ritter also an:

„Ich lebte bis vor einigen Jahren glücklich und zufrieden auf dem mir von meinem Vater vererbten Schlosse und durfte mit Ruhe die Verwaltung der häuslichen Geschäfte meiner um einige Jahre älteren Schwester überlassen. Leider wurde mir dieselbe durch den Tod entzogen, und wenn ich Haus und Hof wieder unter guten Händen wissen wollte, so mußte ich mich baldigst nach einer tüchtigen Hausfrau umsehen. Zu meinem Unglück erfuhr ich gerade zu dieser Zeit von einem vielgereisten Kaufmann, daß weit im fernen Osten auf einem verzauberten Schlosse eine verwunschene Prinzessin wohne, welche schon seit langen Jahren auf Befreiung harre. Wem dieses gelinge, der werde nicht nur die schönste Prinzessin der ganzen Welt als Braut heimführen, sondern auch unermessliche Schätze erlangen.

Das Bestehen von Abenteuern war nun stets eine meiner Leidenschaften gewesen, und das Verlangen nach Reichthum und Schätzen war bei mir nicht weniger rege, als bei den meisten Menschen. Ich faßte deshalb einen kurzen Entschluß, ließ mir von dem Kaufmanne den Weg nach dem verzauberten Schlosse beschreiben und ritt gleich am nächsten Morgen dem Sonnenaufgange entgegen. Ich durchzog wochenlang dunkle Wälder und enge Klüfte, überstieg himmelhohe Berge und zackige Felsen, ohne daß mir auch nur das kleinste Abenteuer begegnete. Als

ich jedoch nur noch etwa zwei Tagereisen von dem verzauberten Schlosse entfernt war und schon halbgewonnenes Spiel zu haben glaubte, trat plötzlich eine Änderung ein. Die Abenteuer kamen ungerufen und waren oft derartig, daß ich noch heute mit Schauern an einzelne derselben zurückdenke. Vielleicht wäre alles gut abgelaufen, und ich hätte wahrscheinlich mein Ziel erreicht, wenn ich nur weniger trotzig gewesen wäre und bisweilen gute Miene zum bösen Spiele gemacht hätte. Im Bewußtsein meiner Kraft verlangte ich jedoch, daß sich alles vor mir beugen solle, und wies deshalb die an mich gestellten Anforderungen mit Stolz und Hohn zurück. — So langte ich eines Morgens an dem Ufer eines ziemlich breiten Flusses an, über den eine schmale, hölzerne Brücke führte, die kaum ein Pferd mit seinem Reiter tragen zu können schien. Furchtlos wie immer zwang ich jedoch meinen an allen Gliedern zitternden Gaul, dieselbe zu betreten und gab ihm sogar die Sporen, daß er sich in Trab setzen mußte. Als ich ungefähr die Mitte der Brücke erreicht hatte, stellte sich mir plötzlich ein winziger Zwerg entgegen und forderte von mir mit dem Bemerkn, daß die Brücke sein Eigentum sei, einen Brückenzoll. „Gieb mir nur drei Haare aus deinem Bart,“ sagte er, „und du kannst unbehindert weiterreiten.“ — Ich fand die Anforderung lächerlich und gab im ruhigen Ton zur Antwort: „Gieb Raum, kleiner Knirps, oder ich setze mit meinem Pferde über dich weg, und du hast es dir selbst zuzuschreiben, wenn dich ein Hufschlag trifft.“ Als mir aber der Kleine weitere Hindernisse in den Weg zu legen suchte und sogar sein winziges Schwert zog, wurde plötzlich mein Zorn rege, und ich führte meine Drohung ohne weiteres aus. Doch in demselben Augenblicke, da ich über den Zwerg hinwegsetzte, versank die Brücke vor meinen Augen in die Tiefe, und ich stürzte mit dem Pferde in den Fluß. Hinter mir erhob der Zwerg ein höhnißches Gelächter, und vor mir schien das jenseitige Ufer immer weiter zurückzuweichen. Jedenfalls hatte ich es nur meinem kräftigen Gaul zu verdanken, daß ich, wenn auch bis auf die Haut durchnäßt, endlich wieder festen

Boden erreichte. — So endete das erste Abenteuer, dem bald das zweite folgen sollte. —

Bei der kalten Witterung und dem stürmischen Winde fing es an, mich in der nassen Kleidung zu frösteln, und mir wäre nichts erwünschter gewesen, als daß ich sobald als möglich eine Herberge erreicht hätte. So weit jedoch mein Blick reichte, war nicht einmal ein Haus zu sehen, und nur seitwärts vom Wege lag zwischen dichtem Gestrüpp ein altertümliches Schloß. Ich hätte es zwar gern vermieden, mich in meinem Aufzuge vor einem Ritter und seinen Knappen sehen zu lassen; aber die Not zwang mich dazu, alle Rücksichten beiseite zu setzen. Ich bahnte mir mit meinem Schwerte einen Weg durch das Gestrüpp und war auch so glücklich, nach etwa einer Viertelstunde den Eingang zum Schlosse zu erreichen. Doch hier erwarteten mich andere, ganz unerwartete Hindernisse, und ich mußte all' meinen Mut zusammennehmen, um nicht zu verzagen. Am Eingang zum Schloßhofe lagen nämlich zwei mächtige Löwen an der Kette, welche jeden fremden Eindringling zu zerreißen drohten. Ich machte den Versuch, über dieselben hinwegzusetzen und gab meinem Gaul die Sporen, wie er sie wohl noch nie in seinem Leben gefühlt hatte; aber das furchtsame Tier schente zurück und bäumte sich so hoch auf, daß es sich fast überschlagen hätte. Alle weiteren Versuche blieben ebenso fruchtlos wie mein Rufen und Schelten, und ich würde wahrscheinlich unverrichteter Dinge wieder abgezogen sein, wenn ich nicht schließlich eine Lücke in der Mauer erblickt hätte, durch welche sich nach Beseitigung einiger Steine vielleicht in den Schloßhof eindringen ließ. Langes Überlegen war nie meine Sache gewesen, und so räumte ich denn die Hindernisse schnell beiseite und ritt nach kurzer Zeit trotz der wachhaltenden Löwen in den Schloßhof ein. Was ich hier erblickte, war für mich in meiner damaligen Lage wenig erfreulich. Der Schloßhof war ebenso wie seine äußere Umgebung mit Dornen und Gestrüpp bewachsen; die Schloßtreppe war mit Moos bedeckt, und in den leeren Pferdeställen fand sich auch nicht ein einziges

Halmchen Stroh oder Heu. Das Schloß schien demnach schon seit langer Zeit unbewohnt zu sein, und auf eine freundliche Aufnahme durfte ich wohl nicht rechnen. Ich tröstete mich jedoch mit dem Gedanken, daß leicht ein Feuer anzuzünden sein werde, und daß ich dann wenigstens meine durchnässten Kleider trocknen könne. Nachdem ich daher mein Pferd in den Stall gezogen hatte, stieg ich die Schloßstreppe hinan und ließ den schweren eisernen Klopfer so heftig gegen die Thüre hämmern, daß dadurch Tote hätten auferweckt werden können. Doch die Thür blieb verschlossen und im Innern des Hauses ließ sich kein Laut hören. Was konnte ich unter solchen Verhältnissen besseres thun, als daß ich mein gutes Schwert zog und die Thüre mit demselben zertrümmerte. Ich durchwanderte dann die mit recht altertümlichem Hausgerät ausgestatteten Zimmer und gelangte endlich in einen großen Saal, in dessen Mitte ein offener Sarg aufgebahrt war. Mit Toten hatte ich nun nie gern etwas zu schaffen gehabt, und ich wollte deshalb sofort wieder umkehren; bevor ich jedoch meine Absicht ausführen konnte, richtete sich in dem Sarge ein altes runzeliges Männchen empor und fuhr mich im barschen Tone mit den Worten an: „Wie seid Ihr in das Schloß gelangt, und wer hat Euch erlaubt, meine Ruhe zu stören?“

Als ich die menschliche Stimme vernahm, war meine Scheu vor der sonderbaren Lagerstätte, welche sich der Alte ausgewählt hatte, verschwunden, und im beschwichtigenden Tone gab ich lächelnd zur Antwort: „Nur ruhig, Alterchen, und nicht gleich so härbeißig aufgefahren. Zunächst heißt mich als Gast in Eurem Schlosse willkommen, und wenn Ihr das gethan haben werdet, so will ich Euch gern Rede und Antwort stehen. Wenn Eure Freundlichkeit jedoch nicht so weit geht, daß Ihr einen fremden Ritter für ganz kurze Zeit beherbergen mögt, dann gestattet mir wenigstens, daß ich in Eurer Küche ein Feuer anzünden darf, um an demselben meine durchnässten Kleider zu trocknen.“

Der Alte wurde nach diesen Worten freundlicher, verließ den Sarg und reichte mir seine eiskalte Hand. „Ihr seid mir

als Gast willkommen“, sagte er, „und könnt in meinem Schlosse schalten und walten, als wenn es Euer Eigentum wäre; nur müßt Ihr mir versprechen, daß Ihr mir vor Eurer Weiterreise einen kleinen Dienst erweisen wollt, der so geringfügig ist, daß wir gar nicht weiter darüber zu reden brauchen.“

Mit einer kurzen Verbeugung gab ich meine Willfährigkeit zu erkennen, worüber der Alte sich wie ein kleines Kind freute und jubelnd in die Hände klatschte. In demselben Augenblicke bevölkerte sich das eben noch so tote Schloß mit einer unzähligen Dienerschaft, die nicht etwa nach den Befehlen des Alten, sondern nach den meinigen fragte und sich als Köche, Kutscher, Kammerdiener, und wer weiß was alles, vorstellten. Da der Alte mir ausdrücklich gesagt hatte, daß ich in dem Schlosse schalten und walten könne wie in meinem Eigentum, so war ich auch gar nicht blöde und befahl, daß man zunächst meine Kleider trockne und mir sodann eine gute Mahlzeit ausrichte. Meine Befehle wurden pünktlich ausgeführt, und ich wäre vielleicht wochenlang auf dem Schlosse geblieben, wenn es mir nicht unheimlich vorgekommen wäre, daß der Alte gleich am ersten Tage plötzlich verschwunden war. Der Saal, in welchem der Sarg gestanden hatte, war leer, und die beiden Löwen waren statt am Thore des Schloßhofes jetzt vor der Thür des Schloßes angefettet. Wenn ich den einen oder andern Diener nach dem Verbleib des Schloßherrn befragte, so zuckte er die Schultern, und wenn ich befahl, daß man die Löwen entfernen solle, so erhielt ich zur Antwort, daß man sich an die Tiere, welche nur dem Herrn gehorchten, nicht heranwagen dürfe. Trotzdem gingen die Diener unangefochten aus und ein, und nur wenn ich das Schloß verlassen wollte, geberdeten sich die Löwen wie rasend und drohten mich zu zerreißen. Hiernach zu urteilen war ich ein Gefangener, den man zwar bediente und bewirtete wie einen Fürsten, aber auch bewachte und eingeschlossen hielt wie einen gefährlichen Verbrecher. Erst nach und nach wurde mir klar, daß der Schloßherr wahrscheinlich befürchtete, ich werde ihm vor meiner Abreise

den versprochenen Dienst nicht leisten, und um Gewißheit darüber zu gewinnen, worin dieser Dienst eigentlich bestehe, theilte ich der Dienerschaft mit, daß ich am nächsten Morgen abreisen werde. Gleichzeitig befahl ich, den Schloßherrn von meiner Absicht zu benachrichtigen, damit ich ihm meinen Dank abstatte und ihm den versprochenen Dienst leisten könne.

Kaum eine Viertelstunde später ließ mich der Schloßherr zu sich bitten, und ich wurde in den Saal geführt, in welchem bei meiner Ankunft der Sarg gestanden hatte und zu meiner Verwunderung auch jetzt wieder stand. Der Alte begrüßte mich sehr freundlich, bedauerte, daß ich ihn schon so bald wieder verlassen wolle, und erkundigte sich nach dem Ziel meiner Reise. Ich hielt es nicht für gut, ihn darüber aufzuklären, und gab deshalb zur Antwort, daß ich ein fahrender Ritter sei, der die Welt ohne ein bestimmtes Ziel durchwandere und nur darauf warte, daß man seine Dienste an irgend einem Fürstenhofs in Anspruch nehme. Der Alte nickte dazu mit dem Kopfe und saß mir geraume Zeit schweigend gegenüber, bis er endlich mit sichtlicher Überwindung die Worte hervorbrachte: „Ihr versprachet mir bei Eurer Ankunft, mir vor der Abreise einen kleinen Dienst erweisen zu wollen, und so ungern ich es auch thue, so muß ich Euch doch an dieses Versprechen mahnen. Es ist, wie ich schon früher gesagt habe, nur ein sehr geringfügiger Dienst, um den ich bitte, von dessen Ausführung aber mein ganzes Wohl und Wehe abhängt. Ich wünsche nämlich,“ brachte er mit einem tiefen Seufzer hervor, „daß Ihr mir Bart und Haupthaar schert.“

Ich werde nie den flehenden Blick vergessen, den der Alte dabei auf mich richtete, und die Jammerlaute, welche er ausstieß, als ich, vom Stolge bethört, von meinem Sitze emporsprang und mit zorngerötetem Gesichte ausrief: „Wie könnt Ihr einem Ritter zumuten, daß er Euch Bart und Haupthaar scheren soll! Habt Ihr für solch niedrige Arbeit nicht Diener genug? — Wenn Ihr nicht ein schwacher Greis wäret, der sich schon jetzt den Sarg als Ruhebett gewählt hat, so solltet Ihr die mir angethane

Schmach mit dem Leben bezahlen." So und in ähnlicher Weise polterte ich noch lange fort, bis mich der Alte schließlich mit den Worten unterbrach: „Dankbarkeit und Gefälligkeit sind zwei Tugenden, die man oft bei den Menschen vermißt, deren Mangel aber stets böse Folgen nach sich zieht. Ich lege mich jetzt wieder zur Ruhe nieder und werde wahrscheinlich einen langen Schlaf halten: du aber wirst wandern und nie das angestrebte Ziel erreichen. Es wird dir nie gelingen, die Prinzessin, zu deren Befreiung du ausgezogen bist, als Braut heimzuführen, und nie wird auf deinem Schlosse eine sittsame Hausfrau walten.“

Die Worte klangen fast wie ein Fluch und riefen ein solches Entsetzen bei mir hervor, daß ich dem Alten zu Füßen fallen und ihn um Verzeihung bitten wollte. Doch als ich aufblickte, sah ich ihn bereits wieder im Sarge liegen und zwar diesmal, wie ich mich bald überzeugte, als starre Leiche. Mein Entsetzen läßt sich nicht beschreiben, und ich würde sofort mein Pferd gefattelt und davongeritten sein, wenn ich nicht die schrecklichen Löwen gefürchtet und die Nacht bereits hereinzubrechen gedroht hätte. Ich beschloß deshalb, meine Flucht bis auf den nächsten Morgen zu verschieben und hoffte den unangenehmen Vorfall im Schlaf zu vergessen. Die Nacht sollte jedoch eine der schrecklichsten werden, welche ich je erlebt habe und mein Stolz und Hochmut sollte in einer bitteren Weise bestraft werden.

Ich war kaum eingeschlafen, so träumte mir, daß der Alte an mein Bett trat und mich im barschen Tone mit den Worten anredete: „Du hast dein Versprechen nicht gehalten und willst das Schloß ohne Bezahlung der Zechen wieder verlassen. Ich befinde mich deshalb im Rechte, wenn ich mich selbst bezahlt mache, und du darfst dich nicht darüber wundern, daß ich die Zechen jetzt etwas höher veranschlage, als ich es sonst wohl gethan haben würde.“ Nach diesen Worten klatschte er in die Hände, und im selben Augenblicke erschienen Hunderte von kleinen Zwergen, welche ohne weiteren Befehl auf mein Bett kletterten und sofort damit begannen, mir Kopf- und Barthaar, und

zwar jedes einzeln, auszureißen. Ich schrie vor Schmerzen und versuchte die kleinen Peiniger von mir abzuwehren; aber Arme und Hände waren wie gelähmt, und ich war nicht einmal imstande, einen Finger zu bewegen.

Als ich am nächsten Morgen, im Schweiß gebadet, erwachte, befand ich mich zu meinem Erstaunen wieder in meinem eigenen Schlosse und mußte die schreckliche Wahrnehmung machen, daß mein Bart und mein Haupthaar bis auf die letzte Spur wirklich verschwunden war. Der Alte hatte eine grausame Rache an mir genommen, und als Kahlkopf konnte ich nur jede Hoffnung aufgeben, jemals eine sittsame Hausfrau auf meinem Schlosse walten zu sehen. — Die Freunde und Nachbarn spotteten über mich, die Diener zogen eine lächerliche Miene, wenn ich ihnen einen Befehl erteilte, und die benachbarten Edelfräuleins wichen scheu vor mir zurück, sobald ich mich in ihrem Kreise blicken ließ. Was konnte ich in solcher Lage besseres thun, als daß ich meine Dienerschaft verabschiedete, mein Schloß verließ und nun wirklich als fahrender Ritter die Länder durchstreifte."

Prinz Minnewin hatte der Erzählung des Kahlkopfs mit großer Teilnahme zugehört und schien besonderes Gefallen an der Mitteilung über die verwunschene Prinzessin gefunden zu haben; denn kaum hatte jener seine Erzählung beendet, so erkundigte sich der Prinz auch schon nach dem Wege zu dem verzauberten Schlosse und stellte unzählige Fragen über die zu durchreisenden Länder und Städte. Der Ritter beantwortete alle nach bestem Wissen und suchte daneben bei dem Prinzen die Hoffnung zu erwecken, daß es ihm unzweifelhaft gelingen werde, das Abenteuer glücklich zu bestehen, wenn er nur allen Stolz und Hochmut zu vermeiden suche. Ja, er erbot sich sogar, den Prinzen bis zu der verhängnisvollen Brücke zu begleiten und diesseits derselben seine Rückkehr abzuwarten. Der Prinz lehnte jedoch jede Begleitung ab und verabschiedete sich gleich am folgenden Morgen von seinem Vater, der sich nicht wenig darüber verwunderte, daß sein Sohn nochmals auf die Brautschau ausziehen wollte.

Anfangs verlief die Reise ganz nach Wunsch, und als der Prinz endlich die verhängnisvolle Brücke erreichte, wußte er ja schon im voraus, welches Abenteuer ihm bevorstand. Er ließ sein Pferd nicht wie der Ritter mit donnerndem Hufschlag, sondern langsam und bedächtig voranschreiten und hatte die Freude, daß ihm der winzige Zwerg auf der Mitte der Brücke mit der freundlichen Bitte entgegentrat, ihm als Brückenzoll drei Haare aus seinem Barte zu überlassen. „Wenn die Brücke dein Eigentum ist“, gab der Prinz zur Antwort, „so kannst du den Zoll mit Recht fordern, und drei Haare mehr oder weniger machen meinen Bart gerade nicht dünner.“

Nachdem der Zwerg den geforderten Zoll in Empfang genommen hatte, hätte man glauben sollen, daß er nunmehr zufriedengestellt sein würde; allein dem war nicht so, denn er hob seinen langen und dicken Zopf in die Höhe und verlangte von dem Prinzen, daß er ihm diesen mit dem Schwerte abhauen solle. „Es ist eigentlich schade um den schönen Zopf,“ entgegnete der Prinz, „und ich beraube dich ungern der kostbaren Zier; aber wenn du es wünschest, so werde ich dir gern den Gefallen erzeigen.“ Damit schlug er den Zopf mit einem einzigen Hiebe seines guten Schwertes ab und lachte hell auf, als ihm der Zwerg den verlorenen Schmuck als Geschenk anbot.

„Lache nicht,“ sagte der Kleine darauf mit ernster Miene, „und weise mein Geschenk nicht hochmütig zurück; denn es kann dir auf deiner weiteren Reise noch gute Dienste leisten. So wirst du zum Beispiel heute auf zehn Meilen Weges keine Herberge antreffen und genötigt sein, in einem alten Schlosse ein Unterkommen zu suchen, dessen Eingang von zwei grimmigen Löwen bewacht wird. Es dürfte wohl keinem Menschen gelingen, die Tiere zu händigen oder sie zu töten; wenn du sie aber mit diesem Zopfe züchtigest, so werden sie so sanft werden wie Lämmer und dir auf Schritt und Tritt folgen, wie ein paar treue Hunde.“

Nach dieser Aufklärung suchte der Prinz sein Gelächter zu entschuldigen. Er hängte den Zopf an den Sattelnopf und

verabschiedete sich von dem Zwerge mit den herzlichsten Dankesworten.

Bald darauf erreichte er das alte Schloß, und da die Nacht hereinzubrechen begann, so mußte er, gern oder ungern, dort ein Unterkommen suchen. Die beiden Löwen bewachten wie früher das Eingangsthor, und die Lücke in der Mauer war so gut ausgebessert, daß sich die neueingemauerten Steine in keiner Weise beseitigen ließen. Die grimmigen Tiere mußten entweder gebändigt oder getötet werden, und im Vertrauen auf den Ausspruch des Zwerges versuchte der Prinz das erstere. Er stieg mutig vom Pferde, schwang den Kopf einigemale um den Kopf und schlug dann so derb auf die Löwen los, daß diese sich schein zurückzogen und sich ihm schweißwedelnd zu Füßen legten. Nach einem solchen Erfolge mußte selbstverständlich jede Furcht schwinden und dem Prinzen jedes fernere Wagnis als unbedeutend erscheinen. Er löste deshalb die Tiere von ihren Ketten und hatte die Freude zu sehen, daß sie ihm wie ein paar treue Hunde zum Eingange des Schlosses folgten. Die Thür war diesmal nicht verschlossen, sondern stand weit offen, und der Prinz konnte mit seinen beiden Begleitern ungehindert eintreten. Er durchwanderte ebenso wie früher der Ritter sämtliche Zimmer und gelangte endlich auch in den Saal, in welchem der Sarg aufgebahrt war. Der Alte lag dort wie eine Leiche, richtete sich aber beim Eintritt des Prinzen sofort empor und eilte ihm, als er die beiden Löwen erblickte, mit dem freudigen Ausrufe entgegen: „Ha, endlich kommt der rechte Mann! Seid mir willkommen als Gast, mein Prinz, und schaltet und waltet in meinem Schlosse, als wenn es Euer Eigentum wäre. Nur eins erbitte ich mir von Euch, daß Ihr mir nämlich vor Eurer Weiterreise einen kleinen Dienst erweist, der kaum der Rede wert ist.“

„Und wenn es auch ein großer wäre,“ unterbrach ihn der Prinz, „so würde ich Euch denselben ebenso gern leisten, schon allein um nicht undankbar zu erscheinen.“

Der Alte klatschte in die Hände, und auf dieses Zeichen er-

schien sofort eine zahlreiche Dienerschaft, welche sich nach den Befehlen des fremden Gastes erkundigte. Der Prinz bat in hüflichem Tone um ein bescheidenes Abendbrot und ein Nachtlager und wandte sich dann wieder an den Schloßherrn mit der Bitte, ihm gleich jetzt mittheilen zu wollen, welchen Dienst er von ihm verlange, da er schon in der Frühe des nächsten Morgens seine Reise fortzusetzen wünsche.

„Zuerst,“ gab der Alte zur Antwort, „stärkt Euch durch Speise und Trank, und wenn Ihr dann einmal nicht länger mein Gast sein wollt, so will ich Euch nach der Mahlzeit im großen Saale erwarten, um mich von Euch dort zu verabschieden.“

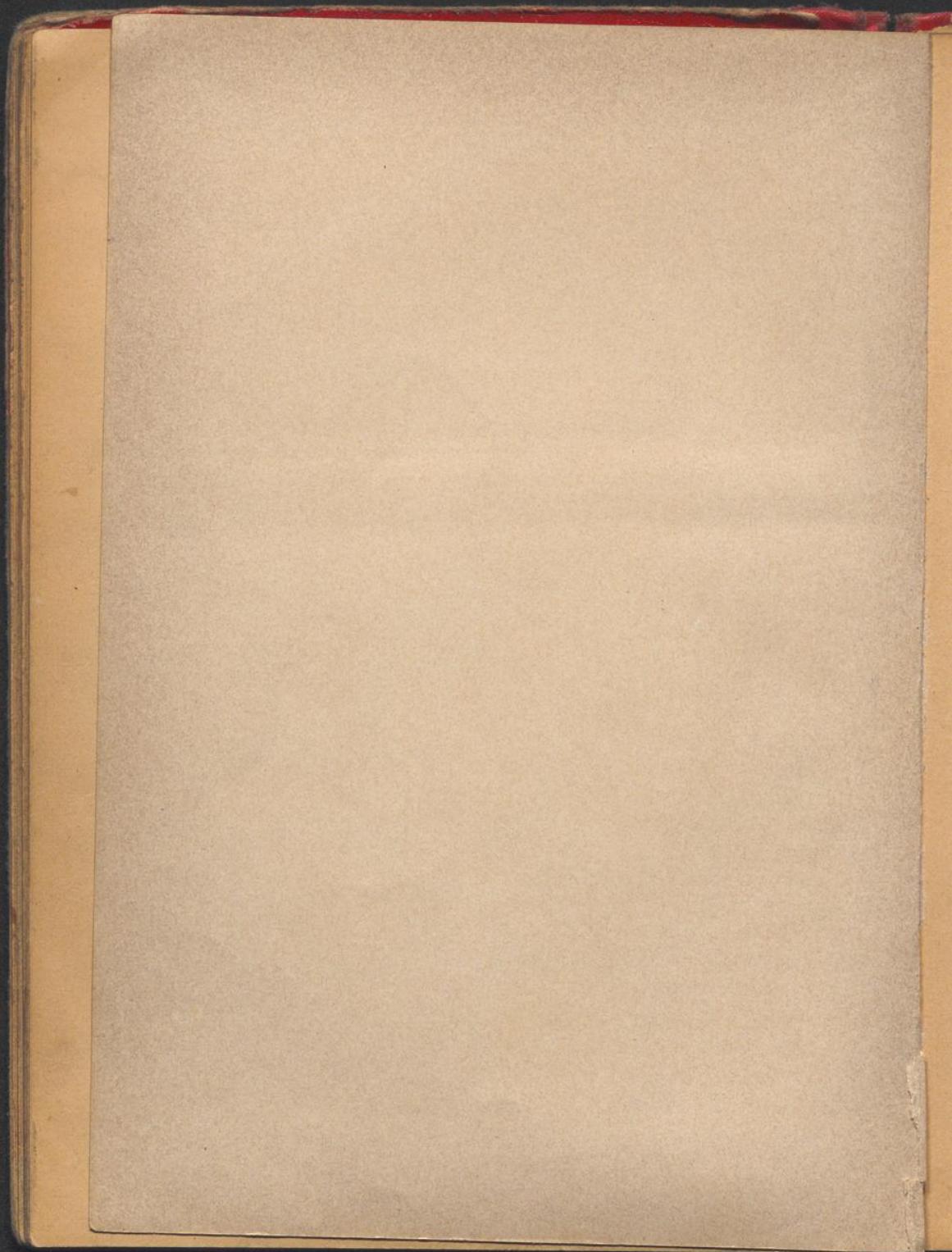
Nach diesen Worten war der Alte plötzlich verschwunden, und die Dienerschaft führte den Prinzen in den Speisesaal, wo die kostbarsten Gerichte mit den feinsten Weinen aufgetischt waren. In Erwartung der Dinge, die da noch kommen sollten, verspürte der Prinz jedoch kein großes Verlangen nach Speise und Trank und kehrte schon nach kurzer Zeit in den großen Saal zurück. Hier saß der Alte wie träumend an einem Tische, auf dem ein Gefäß mit Wasser, ein Handtuch und ein Schermesser lagen, und hatte den Kopf auf beide Hände gestützt. Beim Eintritt des Prinzen erhob er sich nur langsam und zögernd und reichte diesem mit niedergeschlagenem Blicke die Hand. Erst als der Prinz für die freundliche Bewirtung dankte und in heiterem Tone um die Beche oder, wie er lächelnd hinzufügte, um den Dienst, welchen er an Stelle derselben zu leisten habe, fragte, schien dem Alten der Mut ein wenig zu wachsen, und er zeigte mit der Hand auf die auf dem Tisch ausgebreiteten Sachen. Der Prinz brach in helles Lachen aus und vermochte erst nach mehreren Minuten die Worte hervorzubringen: „Nun, Ihr scheint ja Euren Saal zur Scherstube machen zu wollen, und es kann sich wohl nur um die Frage handeln, ob Ihr mich scheren wollt, oder ob ich Euch scheren soll. Ich habe zwar das Handwerk noch nie betrieben und weiß nur, daß man den Bart vorher einseifen muß, wenn man ihn scheren will; aber wenn ich Euch damit einen

Gefallen erzeigen kann, so will ich Euch nicht nur den Bart, sondern auch den Kopf so kahl scheren, daß nicht einmal eine Spur von einem Haare übrig bleiben soll."

Der Alte nickte nur mit dem Kopfe, band sich ein weißes Tuch vor und zeigte wiederum mit der Hand auf Seife und Schermesser. So lächerlich dem Prinzen die Sache auch vorkam, so wartete er doch seines neuen Amtes mit großem Eifer und solcher Geschicklichkeit, daß er den Alten nicht nur regelrecht einseifte, sondern auch den Bart bis auf die letzte Stoppel abschor, ohne einen einzigen Schnitt in die runzelige Haut zu thun.

Als das Geschäft beendigt war, zeigte der Alte auf sein Haupthaar, und der Prinz zögerte nicht, auch den Kopf einzuseifen und gänzlich kahl zu scheren. — Wenn der Alte schon vorher gerade nicht schön zu nennen gewesen war, so bot er jetzt einen wahrhaft abschreckenden Anblick, und der Kopf sah beinahe einem Totenkopfe ähnlich. Und doch sprang der Kahlgeschorene jauchzend und jubelnd im Saale umher, umarmte den Prinzen zu wiederholten Malen und nannte ihn seinen Retter und Befreier. Als die hochgehenden Wogen der Freude sich jedoch einigermaßen gelegt hatten und eine ruhigere Stimmung Platz zu greifen begann, reichte der Alte dem Prinzen die Hand und redete ihn mit den Worten an: „Ihr werdet Euch gewiß über mein wunderbares Ansinnen gewundert und mich vielleicht sogar für einen närrischen Kauz gehalten haben. Ein solcher bin ich aber keineswegs, sondern zu meiner Anforderung zwang mich die bittere Not. Ich war nämlich früher ein mächtiger König und beherrschte von diesem meinem Schlosse aus ein reichbevölkertes, glückliches Land. Zu meinem großen Leidwesen war meine Gemahlin schon früh verstorben und hatte mir nur eine Tochter hinterlassen, welche an Tugend und Schönheit alle Prinzessinnen der ganzen Welt übertraf. Das Unglück wollte es, daß ich einst eine Reise mit ihr unternahm, auf der sie ein böser Zauberer kennen lernte und sich um ihre Hand bewarb.





Die Prinzessin hatte jedoch bald das Herz des Bösewichts durchschaut und wies nicht nur alle seine Anträge mit Verachtung zurück, sondern gab sogar Befehl, ihn sofort in das Gefängnis zu werfen, wenn er jemals mein Königreich wieder betreten würde. Sie kannte eben damals die Macht des Zauberers noch nicht und wußte ebensowenig, wie weit die Nachsicht den Menschen zu treiben vermag. — Der Bösewicht hatte kaum von dem ergangenen Befehle Kenntnis erhalten, so brachte er die Prinzessin durch seine Zaubermittel auf ein entlegenes Schloß und umgab sie hier mit solchen Wachen, welche kein Mensch überwinden konnte, wenn er nicht die angewandten Zaubersprüche kannte und durch stärkere zu entkräften vermochte. Ich war untröstlich und ratlos und befragte alle Weisen meines Landes darüber, wie der Zauber zu brechen sein möchte. Endlich nach langem Harren kehrte ein alter Sternkundiger aus fremden Landen auf meinem Schlosse ein und versprach, gegen Bewilligung großer Schätze mir zu helfen. Ich gab ihm Gold und Edelsteine mit vollen Händen und erlangte auch wirklich, was er gewünscht hatte. Trotzdem sollte ich mein Ziel nicht erreichen; denn ein ungetreuer Diener hatte den bösen Zauberer von allem in Kenntnis gesetzt, und dieser wandte jetzt seine Mittel an, um auch mich unschädlich zu machen. Als ich am folgenden Tage den Saal betrat, fand ich den Sarg dort vor, und neben demselben stand der verhasste Zauberer. Ich wurde bleich vor Schrecken und wollte sofort wieder umkehren, um meine Dienerschaft zusammenzurufen; aber der Bösewicht berührte mich mit seinem Zauberstabe und ich war wie gelähmt. Er murmelte mehrere Zaubersprüche vor sich hin und redete mich dann mit folgenden Worten an: „Du hast dich erkühnt, meinen Zauber entkräften zu wollen, und hiefür soll dir jetzt die wohlverdiente Strafe zu teil werden. Du wirst fortan als lebendiger Toter in diesem Sarge ruhen, deine Dienerschaft wird schlafen, und dein Land wird nur Dornen und Gestrüpp hervorbringen. Vor dein Schloß werde ich als Wächter zwei grim-

mige Löwen legen und nur dem soll es gelingen den Eingang zu gewinnen, der die beiden Tiere zu zähmen vermag." Höhnisch fuhr er sodann fort: „Aus angeborener Gutmütigkeit will ich dir jedoch nicht jede Hoffnung auf Erlösung rauben und wenn jemals ein Fremder bis in diesen Saal vordringt und gastliche Aufnahme auf deinem Schlosse sucht, so sollst du aus deinem Todeschlaf erwachen und ihm die erbetene Gastfreundschaft, so lange er wünscht, gewähren dürfen. Hieran knüpfe ich jedoch die Bedingung, daß du von dem Gaste von vornherein verlangst, daß er dir vor seiner Abreise einen kleinen Dienst erweise. Sodann hast du das Schloß zu verlassen und darfst erst dann wieder dorthin zurückkehren, wenn dein Gast dir melden läßt, daß er sich von dir zu verabschieden wünscht. Wird er dir dann auf deine Bitten den kleinen Dienst erweisen, daß er dir Kopf und Bart schert, so sollst du für immer von meinem Zauber frei sein, und ich will mich für überwunden erklären. Laß dir nur die Zeit nicht lange werden, bis ein solcher gefälliger Gast kommt, denn, soviel ich in den Sternen gelesen habe, wird der Fall in den nächsten tausend Jahren nicht eintreten.“

Als der Zauberer schwieg, wurde ich von unsichtbaren Händen aufgehoben und in den Sarg gelegt, in dem ich sofort in einen totenähnlichen Schlaf verfiel.

Wie lange ich so geschlafen hatte, wußte ich nicht, als ich eines Tages plötzlich erwachte und einen fremden Ritter in den Saal eintreten sah. Im ersten Augenblicke konnte ich mich über meine Lage nicht besinnen und begegnete dem Fremden, weil er sich nicht vorher hatte anmelden lassen, sehr unfreundlich. Als ich mich jedoch im Sarge erblickte, kehrte meine Erinnerung zurück, und ich glaubte in dem Ritter einen unerwarteten Befreier begrüßen zu dürfen. Ich nahm ihn gastfreundlich auf und verließ, als die wiedererwachte Dienerschaft zu seiner Bedienung herbeieilte, dem Befehle des Zauberers gemäß das Schloß. Mein nächster Weg führte mich zum Flusse, weil ich wußte, daß der alte Sternkundige an dessen Ufern seinen Wohnsitz

aufgeschlagen hatte. Ich traf ihn dort auch bald an und erfuhr von ihm zu meinem Leidwesen, daß der Ritter ein stolzer und hochmüthiger Mann sei, der sich schwerlich dazu herbeilassen werde, mir den erbetenen Dienst zu leisten. Er teilte mir ferner mit, daß der Zwerg von ihm auf die Brücke gestellt, und daß mit dessen Zopfe die Löwen zu bändigen seien. Doch was konnte mir dies alles nützen! Der böse Zauberer hatte mir durch seine Mittel den Mund insoweit geschlossen, daß ich über meine traurige Lage einem Gaste gegenüber kein Wort hervorzubringen vermochte. Die von dem Sternkundigen geäußerte Befürchtung bewahrheitete sich nur zu bald; denn der Ritter wies meine an ihn gestellte Anforderungen mit Stolz und Hochmut zurück, und ich hatte es nur meinem grauen Haupte zu verdanken, daß er für die ihm nach seiner Ansicht zugesügte Beleidigung nicht mein Blut forderte. Die Weigerung des Ritters war kaum ausgesprochen, so wurde ich von unsichtbaren Händen wieder in den Sarg gelegt und entschlief sofort.

„Und wie erging es dem Ritter weiter?“ fragte der Prinz.

„Das weiß ich nicht,“ gab der Alte zur Antwort, „aber entweder haben ihn beim Verlassen des Schlosses die Löwen zerrissen, oder er ist bei dem Versuche, die Prinzessin zu befreien, elendiglich umgekommen. Eines von beiden ist nur möglich.“

„Aber keines von beiden ist geschehen,“ sagte der Prinz lächelnd, „und Ihr solltet das doch eigentlich selbst am besten wissen. Ich kenne nämlich den Ritter, und er selbst hat mir sein hier im Schlosse erlebtes Abenteuer mitgeteilt. Hiernach seid Ihr in der Nacht vor seiner Abreise an sein Bett getreten und habt ihm durch eine Schar Zwerge den Bart und das Haupthaar ausraufen lassen, so daß der Ritter noch heute ein Kahlkopf und bartloser Mann ist. Am nächsten Morgen hat er sich in seinem eigenen Schlosse befunden, ohne daß er selbst weiß, wie er dorthin zurückgekommen ist.“

„Von dem allem ist mir nichts bekannt,“ gab der Alte zur Antwort; „aber ich vermute, daß mein Freund, der alte Sternkundiger, das Rachestückchen verübt hat, um den Stolz und

Hochmut des Ritters in empfindlicher Weise zu strafen. Doch laßt uns jetzt vergangene Dinge beiseite legen und lieber von der Zukunft reden; denn ich setze voraus, daß Ihr noch immer die Absicht habt, meine Tochter aus der Gewalt des bösen Zauberers zu befreien."

Als der Prinz dieses bejahte, fuhr der Alte fort: "Das Schloß, in welchem die Prinzessin gefangen gehalten wird, ist von hier noch etwa zwei Tagereisen weit entfernt und liegt mitten in einem See, dessen Ufer von einem greulichen Drachen bewacht wird. Ihr selbst dürft Euch dem Untiere nicht allzu sehr nahen und Euch noch weniger in einen Kampf mit ihm einlassen; denn es speit auf hundert Schritt weit Feuer und ist weder durch ein Schwert noch durch einen Speer zu verwunden. Dagegen werden es die beiden Löwen mutig angreifen und leicht überwinden, wenn Ihr sie nur kurz vorher durch ein Wasser treibt, damit ihnen das Feuer keinen Schaden zufügen kann. Dem getöteten Drachen müßt Ihr die beiden Augen ausstechen und mit dem Schwerte einen seiner Flügel abschlagen, da Ihr nur mit Hilfe dieser Teile des Ungetüms über den See gelangen könnt. Die Augen werft Ihr in das Wasser, worauf die darin befindlichen Haie Euch freie Bahn lassen werden, und den Drachensflügel benutzt Ihr als Boot, wodurch Ihr für die auf den Zinnen des Schlosses aufgestellten Wächter unsichtbar werdet. Hütet Euch aber wohl, in den am Ufer angeketteten Nachen zu steigen, weil Ihr mit demselben von den Nixen sofort in die Tiefe hinabgezogen werden würdet. Wenn Ihr den Eingang des Schlosses erreicht habt, so werft Ihr den Drachensflügel über Eure Schultern und schreitet mutig durch die Reihen der jetzt mit Blindheit geschlagenen Wächter, bis Ihr an einen Saal gelangt, vor dem zwei grimmige Tiger angekettet liegen. Die Tiere zähmt Ihr ebenso wie früher die Löwen durch Züchtigung mit dem Bopse des Zwerges und befiehlt ihnen sodann, daß sie die eiserne Kette, mit welcher die Thür des Saales verschlossen ist, mit ihren Zähnen zernagen. Schon nach wenigen Minuten wird sich die

Thür öffnen, und Ihr werdet die Prinzessin in einem Sarge schlafend finden. Ihr dürft sie nicht aufwecken, weil sie Euch freiwillig niemals folgen würde, sondern Ihr müßt den Sarg auf Eure Schultern laden und mit demselben schnell zum See hinabeilen. Es werden Euch zwar auf diesem Wege noch allerlei Hindernisse in den Weg treten, und man wird sogar versuchen, Euch den Sarg zu entreißen; so lange Ihr aber die beiden Tiger zur Seite habt, habt Ihr nichts zu befürchten, und niemand kann Euch etwas anhaben. Laßt Euch auch nicht dadurch erschrecken, daß das Schloß, sobald Ihr mit Eurer Beute den Drachenflügel wieder bestiegen habt, mit furchtbarem Donnerknall in die Tiefe versinkt, sondern fahrt mutig, als wenn nichts geschehen wäre, über den wildausbrausenden See hinweg. Sobald Ihr am Ufer angelangt seid, wird die Prinzessin erwachen und Euch als ihren Retter und Bräutigam begrüßen. Eine große Dienerschaft wird Euch umringen, und Ihr habt dann nur die im Sarge verborgenen Schätze an Euch zu nehmen, um dem Zauberer sein letztes Besitztum und gleichzeitig seine letzte Macht zu rauben."

Der Prinz dankte dem alten Könige herzlich für seine Belehrung und trat gleich am nächsten Morgen in Begleitung der beiden Löwen die Weiterreise nach dem verzauberten Schlosse an.

Schon in der Frühe des folgenden Tages sah er den blinkenden See vor sich liegen und erblickte bald darauf an dessen Gestade auch den greulichen Drachen, der mit seinem Schwanz den Boden peitschte und bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin Feuer ausspie. Die Haut war mit Schuppen wie mit einem Panzer bedeckt, die Füße waren mit langen Krallen bewaffnet, und die hochaufgerichteten Flügel erschienen fast so groß wie ein Segel. Dabei hatte das Tier ein Maul, daß es Reiter und Pferd wie einen kleinen Bissen verschlingen konnte, und maß in der Länge mindestens dreißig Fuß. Der Prinz verspürte deshalb auch gar kein Verlangen danach, sich mit dem schrecklichen Ungeheuer in einen Kampf einzulassen, sondern überließ die Bewältigung des Feindes mit Freuden den

beiden Löwen. Da der Prinz diese kurz vorher durch einen Fluß getrieben hatte, so griffen sie den Drachen ohne Furcht vor dessen Feuerspeien mit grimmiger Wut an und schlugen ihre Krallen so tief in den schuppenlosen Hals, daß das Blut wie ein Bächlein zum See hinabfloß. Alle Anstrengungen des Ungetüms, sich von den grimmigen Feinden zu befreien oder die Flucht zu ergreifen blieben erfolglos, und nach schwerem Kampfe wälzte es sich am Boden und verendete.

Der Prinz verfuhr nun genau nach den ihm vom alten Könige erteilten Vorschriften und gelangte infolge seiner Unsichtbarkeit und mit Hilfe der beiden Tiger glücklich in den Saal, in welchem die Prinzessin im Sarge lag. Erstaunt über deren Schönheit hätte er beinahe das Verbot sie aufzuwecken vergessen, und nur den beiden Tigern hatte er es zu danken, daß das Unternehmen nicht einen unglücklichen Ausgang nahm. Diese stellten sich ihm nämlich jedesmal knurrend entgegen, wenn er die Hand der Prinzessin ergreifen wollte und zerrten ihn so lange an den Kleidern, bis er den Sarg auf seine Schultern hob und mit demselben den Weg zum See antrat. So lange er sich im Schlosse befand, ging alles glücklich von statten, und niemand trat ihm hindernd in den Weg; als er aber den Schloßhof erreichte und die Wächter den Sarg erblickten, erhoben diese ein schreckliches Geheul und schossen ihre Pfeile auf den unsichtbaren Träger ab. Adler, Geier und Habichte rauchten in der Luft heran und versuchten mit wuchtigen Flügelschlägen den Sarg von der Schulter des Prinzen hinabzuwerfen und mit ihren scharfen Schnäbeln die Schläferin zu zerhacken. Doch die beiden Tiger hielten getreue Wache, und mehr als einer der grimmigen Raubvögel verblutete von den Schlägen ihrer kralligen Taten. So erreichte der Prinz mit seiner Beute glücklich den See und glaubte sich schon gerettet; da sank das Schloß plötzlich mit lautem Donnerknall in die Tiefe hinab, das Gewässer begann zu zischen und zu brausen, und die Wellen türmten sich haushoch gegen einander auf. Es schien fast unmöglich den See mit dem

schwachen Flosse zu durchfahren, und ein weniger mutiger Mann würde sich auch jedenfalls haben zurückschrecken lassen; doch der Prinz trat die gefährliche Fahrt ohne langes Überlegen an und erreichte auch trotz Sturm und Wellen ungefährdet das sichere Gestade.

Das Glück und den Jubel der befreiten und wiedererwachten Prinzessin, des Prinzen und des alten Königs zu schildern, vermag keine Feder, und ich wage deshalb auch nicht einmal den Versuch zu machen. Ich muß es dem Leser überlassen, sich alles selbst auszumalen, was ihm so leichter werden wird, wenn er an die eigenen Freuden zurückdenkt, welche ihm das Christkindchen im vorigen Jahre bereitet hat.

Über den Prinzen und seine Braut ist nur noch wenig mitzuteilen. Der Prinz kehrte wie ein glücklicher Sieger nach schwerem Kampfe an den Hof seines Vaters zurück, und es wurde eine Hochzeit gefeiert, wie man sie im Lande noch nie erlebt hatte. Alles jauchzte und jubelte, und selbst der alte König mit dem runzeligen Gesichte und dem kahlen Kopfe wagte noch manches Tänzchen mit den jungen Prinzessinnen und Ritterfräuleins. Nur einer hockte trübselig in einem Winkel und nahm an der allgemeinen Freude nicht teil. Es war — der Ritter Kahlkopf, der kein Auge von der schönen Braut wandte und dabei seinen früheren Stolz und Hochmut bitter bereute. Der Gram über das verscherzte Glück ließ ihn nicht mehr lange am Königshofe weilen; er zog in den Krieg und suchte seinen Kummer im Kampfesgewühle zu vergessen. Ob ihm dieses gelungen, und wie lange er noch als Kahlkopf in der Welt umhergezogen ist, ist nie bekannt geworden.



Der wilde Hans.

Der wilde Hans, wie ihn sein Lehrer schon seit einer Reihe von Jahren genannt hatte, sah endlich seinen sehnlichsten Wunsch in Erfüllung gehen, der in nichts Geringerem bestanden hatte, als endlich von den Schulbänken auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen zu können. Er war aus der Schule entlassen und dünkte sich wer weiß wie groß und nebenbei auch wer weiß wie klug. Auf seine früheren Mitschüler sah er hochmütig herab, und seinen braven Lehrer grüßte er nicht einmal mehr, wenn er ihm auf der Straße begegnete. Wie früher in den freien Stunden, so schweifste er jetzt den ganzen Tag in Feld und Wald umher, beschäftigte sich mit Fischfang und Vogelfang und führte oft mehr unnütze Streiche in einem Tage aus, als früher im ganzen Jahre.

Diese ihm so lieb gewordene Lebensweise sollte jedoch nicht lange dauern, denn eines schönen Tages teilte ihm sein Vormund mit, daß er endlich nach langem Suchen einen Lehrmeister für ihn gefunden habe, der ihn schon am nächsten Morgen zur Arbeit erwarte. „Da du doch einmal,“ fügte der Vormund hinzu, „kein Sitzfleisch hast und deshalb zum Schuster oder Schneider nicht taugst, so habe ich ein Handwerk für dich erwählt, bei dem du den ganzen Tag im Freien hin und her wandern kannst und nicht einmal den Rücken krumm zu machen brauchst. Du sollst nämlich ein Seiler werden, und der Meister Hansstengel wird sich alle Mühe geben, dich sein Handwerk gründlich zu lehren. Hoffentlich wirst du fleißig und folgsam sein und stets im Gedächtnisse behalten, daß, wie der Schuster den Ankerriemen und der Schneider die Elle, der Seiler das

Tauende zu gebrauchen weiß, um unnützen Lehrlingen Fleiß und Gehorsam einzubläuen.“

Dem wilden Hans war die Mitteilung des Vormundes nichts weniger als angenehm, und sein ganzes Sinnen und Trachten war vom ersten Augenblicke an darauf gerichtet, wie er der nähern Bekanntschaft mit dem unliebhamen Tauende am besten entgegen könne. Ein Entschluß war bald gefaßt, und noch am selbigen Nachmittage verließ Hans heimlich das Dorf und wanderte in die weite Welt hinaus.

In den ersten Stunden ging alles gut, und Hans sang mit den Vögeln um die Wette; als aber erst einige Meilen zurückgelegt waren und die Nacht hereinzubrechen begann, mahnte ihn der Magen an das gewohnte Abendbrot, und die müden Beine erinnerten ihn an das weiche Bett. Es ließ sich jedoch keine gute Fee blicken, die ihm beides gebracht hätte, und er mußte sich, hungrig wie ein Wolf, ein Nachtlager im Walde suchen.

Am nächsten Morgen hatte sich seine Lage noch verschlimmert; der Magen knurrte, der Körper war halb erstarrt, und aus dem wilden Hans war plötzlich ein recht zahmer geworden. Er sah ein, daß es nur zwei Wege gab, um das tägliche Brot zu gewinnen, von denen der eine Betteln und der andere Arbeiten hieß. Die Wahl zwischen beiden fiel ihm schwer, und er hätte vielleicht das erstere gewählt, wenn ihm nicht noch rechtzeitig eingefallen wäre, daß man arbeitscheue Bettler mit Gefängnis bestrafe und sie schließlich in ein Arbeitshaus bringe. Er entschloß sich deshalb zu arbeiten und wollte, um wenigstens ein Frühstück zu gewinnen, gleich auf dem nächsten Bauernhose um Beschäftigung bitten.

Bevor er jedoch die Landstraße wieder erreichte, sah er vor sich mitten im Walde ein sauberes, kleines Häuschen liegen, vor dessen Eingang ein altes Mütterchen stand, das ihm schon von ferne einen fröhlichen Morgengruß entgegenrief. Als er näher kam, fragte ihn die Frau nach dem Woher und Wohin

und sprach ihre Freude darüber aus, daß er schon so früh auf den Beinen sei.

„Ich bin,“ gab Hans zur Antwort, „von meiner Heimat ausgezogen, weil ich dort keine Arbeit finden konnte, die ich aber,“ wie er lügnertisch hinzufügte, „auch hier zu Lande bisher vergeblich gesucht habe. Meine Not ist dadurch auf's höchste gestiegen, und ich habe mir weder gestern ein Abendbrot noch heute Morgen ein Frühstück beschaffen können, und das Moos im Walde hat mir als Nachtlager dienen müssen.“

„Armer Bursche!“ rief die Alte mitleidig aus. „Kein Abendbrot und kein Frühstück? — Das ist für einen jungen Menschen in deinem Alter gewiß schwer zu ertragen. Darum folge mir in mein Haus; ich will dir ein Süppchen kochen, und während du dich daran labst, mir überlegen, ob ich dir nicht vielleicht Arbeit geben kann. Mein Haushalt ist zwar nur klein, und ich kann ihn zur Not auch wohl allein beschicken; aber es kommt doch so manches vor, was besser von Männerhänden gethan wird, und daneben fühle ich auch das heran-nahende Alter.“

Hans ließ sich nicht zweimal nötigen und dachte bei sich, wenn nur mein Magen erst nicht mehr knurrt, dann soll es mit der Arbeit einstweilen noch gute Wege haben. Wenn sich heute Morgen ein Süppchen gefunden hat, so wird sich auch wohl ein Mittag- und Abendbrot finden, und ein Nachtlager auf dem Heuboden wird mir nicht leicht ein Bauer verweigern.

Während Hans solchen Gedanken nachging, trippelte die Alte geschäftig hin und her und kochte und briet auf dem Herde so viele Gerichte, als wenn das Frühstück für einen Grafen bestimmt gewesen wäre. Dem hungrigen Hans wässerte der Mund und er konnte kaum die Zeit abwarten, bis alle diese schöne Speisen vor ihm auf dem Tische stehen würden. Vorläufig labte er sich an den köstlichen Gerüchen und warf bisweilen einen verstohlenen Blick in die Pfannen und Töpfe, um zu ergründen, was sie eigentlich enthielten. — Als endlich die Mahl-

zeit aufgetischt war, erstaunte er nicht wenig über die vortreffliche Küche der Alten und dachte bei sich, ob es nicht vielleicht doch wohlgethan sei, den ihm etwa angebotenen Dienst anzutreten und die geringe Arbeit, welche der kleine Haushalt mit sich bringen konnte, zu übernehmen. Zuvor wollte er sich jedoch versichern, ob ihm solche köstlichen Mahlzeiten auch für die Folge in Aussicht stehen würden, und mit edler Dreistigkeit fragte er deshalb die Alte, ob ihre Küche stets so glänzend bestellt sei wie heute.

„Das kommt ganz darauf an,“ gab die Frau zur Antwort, „wen ich als Gast vor mir habe. Finde ich Wohlgefallen an ihm, so wird er reichlich bewirtet, ist dieses aber nicht der Fall, so muß er mit einer sehr geringen Mahlzeit vorlieb nehmen. An dir hat mir ganz besonders gefallen, daß du schon früh mit der Sonne aufgestanden bist und das löbliche Bestreben zeigst, so bald als möglich Arbeit zu finden. Ich habe mich deshalb auch entschlossen, dich als Knecht in Dienst zu nehmen, und wenn du treu und fleißig bist, so findest du bei jeder Mahlzeit den Tisch ebenso reichlich besetzt wie jetzt. Bist du dagegen faul, so giebt es nichts als Wasserjuppe und abgekochte Kartoffeln, und von gebratenen Tauben und Hühnchen ist keine Rede mehr.“

Dem faulen Hans gefielen die Mittheilungen der Alten durchaus nicht und unter dem Vorwande, daß für seine starken Arme sich in dem kleinen Haushalte doch wohl nicht hinreichend Arbeit finden würde, lehnte er den ihm angebotenen Dienst als Knecht ab.

„Ganz, wie du es willst,“ entgegnete die Alte mit lächelnder Miene; „aber es dürste dich bald gereuen und wäre nicht unmöglich, daß du noch einmal zu mir zurückkehrtest und mich hättest, dich als Knecht anzunehmen.“

Hans schüttelte zum Zeichen, daß dieser Fall nie eintreten werde, mit dem Kopfe, bedankte sich für das köstliche Frühstück und setzte seinen Wanderstab fröhlich weiter fort. Der nächste Bauernhof konnte ja nicht weit entfernt sein, und wen das Glück schon am frühen Morgen so auffallend begünstigt hatte, der

mußte denn doch wohl ein Sonntagskind sein, und eine gute Mittagsmahlzeit konnte ihm unmöglich fehlen. — Doch Hans wanderte und wanderte und erreichte noch immer nicht das Ende des Waldes. Der Mittag ging vorüber, und die Nacht brach endlich herein, ohne daß sich ein Bauernhof erblicken ließ, und Hans mußte abermals hungrig und matt sein Nachtlager im Walde aufschlagen.

Am nächsten Morgen hatte er kaum hundert Schritt zurückgelegt, als ihn eine bekannte Stimme aus seinen trübseligen Gedanken aufschreckte und ihm ein fröhliches „Guten Morgen“ entgegenrief. Hans schaute verwundert empor und sah vor sich wieder das kleine Hänschen, vor dessen Eingange wie gestern die alte Frau stand.

„Nun Hans,“ redete ihn diese an, „du machst wohl heute Morgen schon einen Botengang für deinen neuen Herrn; denn einen Dienst, bei dem es für deine starken Arme hinreichend Arbeit giebt, hast du doch jedenfalls gestern noch gefunden? Wer ist denn der Glückliche, der dich angeworben hat, und wo soll denn die Reise jetzt hingehen?“

Hans schlug beschämt die Augen nieder und erwiderte erst nach langem Zögern im kläglichen Tone: „Ach, mir ist es gestern schlecht ergangen, und ich habe nach Euerm köstlichen Frühstück noch keinen Bissen Speise gesehen. Der Wald oder ich muß durchaus verheert sein, denn ich habe trotz alles Laufens bis zum Einbruch der Nacht kein Ende finden können und stehe jetzt wieder an derselben Stelle, von der ich gestern ausgegangen bin.“

„Der Wald verheert!“ rief die Alte lachend aus; „nein, lieber Hans, mache mir meinen schönen Wald nicht schlecht; denn der trägt an deinem Unglück keine Schuld. Er dehnt sich nach allen Richtungen hin kaum eine halbe Stunde weit aus, und wenn du das Ende nicht hast finden können, so mußt du immer im Kreise umhergelaufen sein. Doch laß uns jetzt von etwas anderem sprechen und schlage dir die Hexerei aus dem

Kopf. Wahrscheinlich hast du heute noch bessern Hunger mitgebracht als gestern, und wenn du mit einem mageren Frühstück bei mir vorlieb nehmen willst, so tritt näher und ruhe einzuweilen auf der Ofenbank aus."

Ein mageres Frühstück, wie sich die Alte ausdrückte, war nun zwar gerade nicht nach dem Geschmack des hungrigen Hans und wenn nur irgend welche Aussicht auf ein fetteres gewesen wäre, so würde er die Einladung dankend abgelehnt haben; aber der Hunger that weh, und ein mageres Frühstück war immer noch besser als gar keins. Er folgte deshalb der Alten bereitwillig ins Haus und war freudig überrascht, als er es auf dem Herde wieder in den verschiedensten Pfannen und Töpfen brodeln hörte und ihm ein köstlicher Bratengeruch in die Nase zog. Wenn die Alte ein solches Frühstück ein mageres nannte, so mußte der Dienst als Knecht bei ihr doch wohl kein so übler sein, und die Drohung mit Wasserjuppe und abgekochten Kartoffeln war keinesfalls ernstlich gemeint. Als Hans dann auch heute ein ebenso köstliches Frühstück aufgetischt erhielt wie gestern, war seine Abneigung vor einem Dienste bei der Alten überwunden und er schlug freudig ein, als ihm die Stelle als Knecht zum zweiten Male angeboten wurde.

Der Dienstvertrag war kaum abgeschlossen und durch Handschlag bekräftigt, so nahm die Alte auch sofort die Arbeitskraft ihres neuen Knechtes in Anspruch und befahl ihm, vor dem Hause einen Brunnen zu graben, weil es doch gar zu beschwerlich sei, das Wasser wie bisher aus einer weit entfernten Quelle zu holen. Sie übergab ihm Hacke und Schippe, bezeichnete mit einem Stabe die Stelle, wo sie den Brunnen gegraben zu sehen wünschte, und kehrte in das Haus zurück, ohne sich weiter um die Arbeit des Knechtes zu bekümmern.

In der ersten Viertelstunde warf Hans einige Schippen Erde aus und erstaunte selbst über seinen Fleiß, in der zweiten klagte er schon über die beschwerliche Arbeit und schimpfte über den harten Boden, und in der dritten ließ er das Werkzeug ganz

und gar ruhen und legte sich unter den Däumen zum Schlafe nieder. Er erwachte erst wieder, als bereits die Dunkelheit hereinzubrechen begann, und erschrocken sprang er empor und eilte in das Haus zurück, nicht etwa, um sich wegen seiner Faulheit zu entschuldigen, sondern um das versäumte Mittagsbrot nachzuholen. Die Alte empfing ihn so freundlich wie immer, und bedauerte, daß er durch seinen Fleiß die köstliche Mahlzeit versäumt habe, von der leider nichts übrig geblieben sei. Sie tröstete ihn mit der Aussicht auf das Abendbrot, das in einer kleinen halben Stunde auf dem Tische stehen werde, und riet ihm, bis dahin nach der schweren Arbeit auf der Ofenbank auszuruhen.

Hans, der wegen seiner Faulheit nur Tadel und Scheltworte erwartet hatte, war von dem freundlichen Empfange wahrhaft entzückt und rieb sich vor Vergnügen die Hände, als ihm ein köstlicher Bratengeruch in die Nase zog. Es prangten denn auch bald nachher gebratene Tauben und Hühnchen auf dem Tische, neben denen jedoch, wahrscheinlich als Zugabe, ein Wasersüßpöckchen und abgekochte Kartoffeln mit der Schale nicht fehlten.

„So Hans,“ sagte die Alte, „nun setze dich an den Tisch und laß es dir gut schmecken. Ich will inzwischen noch einen kleinen Ausgang nach dem nächsten Bauernhofe machen, um für die morgige Mittagsmahlzeit eine fette Gans einzuhandeln. Vielleicht kehre ich erst spät zurück, und wenn dir die Zeit bis dahin zu lang werden sollte, so lege dich zur Ruhe; dein Nachtlager wirst du schon allein finden, wenn du nur die Treppe hinaufsteigst.“

Hans war übergücklich, daß die ganze Mahlzeit für ihn allein bestimmt sein sollte, und griff, als die Alte kaum den Rücken gewandt hatte, sofort zur Gabel, um damit eine der gebratenen Tauben zu spießen. Doch, o Wunder, die auf's Korn genommene Taube erhob sich, bevor sie von der Gabel erreicht wurde, wie eine lebendige in die Luft und flog, statt in den Mund des hungrigen Hans, zum offenen Fenster hinaus. — Es läßt sich denken, daß Hans vor Verwunderung Mund und Nase

auffperre und dann nichts Eiligeres zu thun hatte, als das Fenster zu schließen. Jetzt, dachte er, will ich euch schon fassen, selbst wenn ihr auch schneller fliegen könntet als eine Schwalbe. Den Vogelfang habe ich so lange betrieben, daß mir nicht einmal im Felde und Walde ein Tier zu entrinnen vermag, und wie viel weniger sollt ihr mir jetzt hier im geschlossenen Raume entkommen. Wenn ihr Lust habt zum Fliegen, so fliegt; mir wird das nur Spaß machen. Dabei klatschte er in die Hände und rief mit lauter Stimme: „Purr, purr!“ Die gebratenen Tauben und Hühnchen schwirrten in demselben Augenblick in der Luft umher und flogen, da sie keinen Ausweg fanden, durch den Schornstein zum Hause hinaus.

Hans war wie versteinert und blickte mit trübseiger Miene bald auf die leeren Schüsseln, bald auf die Wassersuppe und die abgekochten Kartoffeln. Sollte die Drohung der Alten jetzt wirklich in Erfüllung gehen, und er sich an solcher magern Kost sättigen müssen? — Nein Hans, sagte er zu sich, das thust du nicht; lieber gehst du mit hungrigem Magen zu Bett. Wenn du zwei Abende hast hungern können, wird es am dritten um so leichter sein, und an Wassersuppe und Kartoffeln mag sich ergözen, wer da will.

Gesagt, gethan. Hans verschmähte das magere Abendbrot und stolperte die Treppe hinauf, um sein Nachtlager aufzusuchen. Wenn er erwartet hatte, ein hübsches Stübchen und ein gutes Bett vorzufinden, so sollte er sich darin bitter getäuscht sehen; denn er fand nur den weiten Bodenraum, auf dem in einem Winkel trockenes Heu und frische Kräuter aufgeschichtet waren. Er schimpfte nun über den schlechten Dienst und noch mehr über die knauserige Alte und warf sich endlich auf das Heu nieder, um seinen Kummer im Schlafe zu vergessen. — Mit hungrigem Magen läßt sich jedoch nicht gut schlafen, und es stellen sich gewöhnlich böse Träume ein, welche die Nachtruhe bald völlig stören. So erging es auch unserm Hans. Es träumte ihm, daß die gebratenen Tauben und Hühnchen beständig um seinen Kopf umher-

schwirrten und seinem Munde oft so nahe kommen, daß er jedesmal glaubte, sie mit den Zähnen erschnappen zu können. Aber alles Schnappen mit dem Munde und alles Greifen mit den Händen war umsonst; die leckeren Bissen ließen sich nicht erhaschen. — Als die Tauben und Hühnchen endlich verschwanden, träumte dem armen Hans, daß eine unzählige Schar Zwerge an sein Lager trat, die mit kleinen Spießern auf ihn eindrangen und ihn damit prickelten wie mit Nadeln. Jede Abwehr blieb erfolglos, und wenn er den einen Schwarm von den Händen verschenkte, so bearbeitete unterdessen ein anderer um so toller sein Gesicht und seine Ohren. Schließlicb nahm die Qual derartig überhand, daß er vor Schmerzen laut aufschrie und erwachte.

Vor seinem Lager stand die Alte und schüttelte sich vor Lachen, bis sie endlich verwundert ausrief: „Aber, lieber Hans, welch' sonderbares Nachtlager hast du dir da ausgewählt!“ Du liegst ja auf den Brennesseln, welche ich als Futter für die Gänse eingesammelt habe, und das für dich bestimmte Bett in dem hierneben gelegenen Kämmerlein ist unbenutzt geblieben.“

Bei diesen Worten öffnete die Alte eine dicht neben dem Brennesselhaufen befindliche Thür, und Hans blickte in ein hübsch ausgestattetes Stübchen, in welchem ein sauberes Bett aufgeschlagen war. Es war ihm unbegreiflich, daß er die Thür am Abend vorher nicht gesehen hatte, und noch unbegreiflicher erschien es ihm, wie er von dem als Nachtlager erwählten Heu auf die Brennesseln gelangt war. Verdrießlich über sein Mißgeschick machte er es der Alten zum Vorwurfe, daß sie ihm am Abend vorher sein Nachtlager nicht selbst angewiesen habe, und beklagte sich über das magere Abendbrot.

„Was sagst du da?“ rief die Alte verwundert aus. „Ein mageres Abendbrot? — Habe ich dir nicht gebratene Täubchen und Hühnchen, Kartoffeln und Suppe aufgetischt?“

„Ja,“ unterbrach sie Hans, „aufgetischt habt Ihr das alles, aber gegessen ist es von mir nicht; denn Eure Tauben und Hüh-

ner sind verhezt und fliegen zum Fenster und zum Schornstein hinaus, sobald man sie auf die Gabel spießen will."

Die Alte schüttelte sich wieder vor Lachen und vermochte kaum die Worte hervorzubringen: „Ja, lieber Hans, bei mir geht es gerade so, wie überall in der Welt; die gebratenen Tauben fliegen keinem von selbst in den Mund. Sie wollen einmal gelockt sein, und wenn du auch als tüchtiger Vogelfänger die Lockmittel für lebendige Tauben kennen magst, so scheint dir dasjenige für gebratene Tauben doch bis heute noch unbekannt zu sein. Die Vogelfänger sind mit derartigen Mitteln zwar gewöhnlich sehr geheimnisvoll, und jeder andere würde es dir darum auch nicht leicht mittheilen; aber ich selbst verlege mich niemals auf den Vogelfang, und die gebratenen Tauben fliegen vor mir auch nicht durch Fenster und Schornstein davon. Mein Lockmittel heißt Arbeit, und wenn du dieses gründlich anwendest, so wirst du dich nicht mehr darüber beklagen, daß meine gebratenen Tauben und Hühnchen verhezt seien. — Doch nun, lieber Hans, muß ich in den Wald eilen, um Holz zu sammeln. Dein Frühstück steht unten auf dem Tische; laß es dir gut schmecken und grabe dann an dem Brunnen weiter."

Nach diesen Worten verschwand die Alte, und Hans fragte sich verlegen hinter den Ohren. Das angepriesene Lockmittel wollte ihm nicht recht gefallen. — Doch halt; heute gab es zum Mittagmahl Gänsebraten, und der war sein vorzüglichstes Leibgericht. Wer konnte aber wissen, ob die gebratene Gans nicht ebenso wie die Tauben und Hühner davonflog, wenn er den Vormittag über die Arbeit wieder ruhen ließ! Darum wollte er wenigstens bis zum Mittag fleißig sein, und mit diesem Vorsatz stieg er die Treppe hinab, um zunächst sein Frühstück einzunehmen.

Doch die Alte hatte ihm eine neue Überraschung bereitet, und in seinen guten Vorsätzen wäre er beinahe wieder wankend geworden. Auf dem Tische stand nur das Wassersüppchen und die Kartoffeln vom vorhergehenden Abend, und auf dem Herde

branute nicht einmal Feuer. Schmalhans war also wieder Küchenmeister, und wenn Hans nicht in der nächsten Stunde kraftlos zusammensinken wollte, so mußte er sich diesmal mit der magern Kost zufrieden geben. Er setzte seine Hoffnung auf den Gänsebraten, griff munter zur Schippe und warf in der ersten Viertelstunde auch wirklich ein kleines Häuslein Erde aus. In der zweiten Viertelstunde setzte sich aber auf einen nahen Baum ein so buntes prächtiges Vögelein, wie es Hans in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, und die Begierde, das seltene Tierchen einzufangen ließ ihn Schippe und Hacke gänzlich vergessen. Er stellte sein Fanggarn auf und wandte stundenlang alle ihm bekannten Mittel an, um das Vögelein anzulocken; mußte aber endlich davon ablassen, weil das Mittagsglöcklein zu Tische lud.

Als Hans das Stübchen betrat, stand die Alte am Herde und liebte einen großen schwarzen Kater, der sich behaglich auf der Ofenbank zusammengekauert hatte und dabei schnurrte wie ein Spinnrädchen. Hans hatte das Tier früher noch nicht gesehen und fragte deshalb seine Herrin, ob sie es jetzt erst angeschafft habe.

„Nein,“ gab diese zur Antwort, „das Käzchen ist nicht mein Eigentum, sondern ist mir heute morgen zugelaufen. Das Tierchen ist jedoch so zutraulich, als wenn es schon jahrelang hier im Hause gewesen wäre, und wenn sich kein Eigentümer meldet, so werde ich es behalten.“

Inzwischen hatte die Alte die Mittagsmahlzeit aufgetragen, welche aus einem köstlichen Gänsebraten bestand, neben dem aber das einmal unentbehrlich scheinende Wassersüppchen und die abgekochten Kartoffeln auch heute nicht fehlten. Hans hatte nur Blicke für den Braten und schmunzelte recht vergnügt, als die Alte die Gans in zwei ganz gleiche Teile zerlegte und ihm die eine Hälfte mit den Worten zureichte: „So, Hans, ich habe ehrlich geteilt, und nun laß es dir gut schmecken, denn die gute Mahlzeit hast du heute gewiß ehrlich verdient.“

Hans wollte eben zugreifen und den saftigen Braten auf

die Gabel spießen, da fuhr wie ein Blitz der schwarze Kater über den Tisch und verschwand mit der halben Gans im Maule durch die halbgeöffnete Stubenthür. — Wahrscheinlich würde jeder andere jetzt ebenso gehandelt haben wie unser Hans, und es wird ihm deshalb wohl niemand verargen, daß er einen Knittel ergriff und zornentbrannt hinter dem frechen Räuber herstürzte.

Als er nach etwa einer halben Stunde mit trauriger Miene zurückkehrte, hatte die Alte ihre Mahlzeit verzehrt und fragte in unbefangenen Tone, ob er dem frechen Kater seine Beute wieder abgejagt habe.

„Nein,“ sagte Hans, „das boshafte Tier war in die Spitze eines hohen Eichbaumes geklettert, wo ich es nicht erreichen konnte, und verzehrte dort seinen Raub nicht nur mit Wohlbehagen, sondern warf mir sogar noch die abgenagten Knochen zu. Doch heute Nachmittag werde ich es einfangen, und wenn es erst in meiner Gewalt ist, dann soll es ihm nicht zum besten ergehen.“

Die Alte bedauerte das Mißgeschick ihres Knechtes und beteuerte, daß sie die ihr zugefallene Hälfte des Bratens ohne weiteres nochmals mit ihm geteilt haben würde, wenn sie nicht bestimmt vorausgesetzt hätte, daß er dem Räuber seine Beute wieder abjagen werde. „Jetzt,“ fuhr sie fort, „ist jedoch der Verlust nicht wieder zu ersetzen, und ich weiß keinen andern Rat, lieber Hans, als daß du dich heute Mittag einmal mit der Wassersuppe und den Kartoffeln begnügst. Suche nur die Tauben und Hühnchen anzulocken, dann wird das Abendbrot den jetzigen Mangel schon wieder ausgleichen.“

Hätte Hans den Rat der Alten befolgt, so wäre alles gut gewesen, und er hätte nicht noch ferner bittere Erfahrungen zu machen gehabt; aber statt dessen ließ er Wassersuppe und Kartoffeln unberührt stehen und machte sich mit hungrigem Magen wieder auf, um den Kater zu verfolgen.

Als er nach nutzlosen Bemühungen am Abend nach Hause zurückkehrte, stand auf dem Tische heute zum ersten Male nur

das verschmähte Gericht, und die Thür zu dem Kämmerlein, in welchem sein Bett stand, war trotz alles Suchens nicht zu entdecken. Er mußte sein Nachtlager abermals im Heu aufschlagen und erwachte am nächsten Morgen wieder zwischen den Brennesseln.

So ging das Spiel mit geringen Abwechslungen wochenlang fort, bis Hans endlich zu der Einsicht kam, daß es doch besser gethan sein dürfte, zu arbeiten und sich dafür mit Tauben-, Hühner- und Gänsebraten bewirten zu lassen, als zu faulenzeln und mit Wassersuppe und Kartoffeln vorlieb nehmen zu müssen. Anfangs that er seine Schuldigkeit aus Zwang und ächzte und stöhnte bei jedem Spatenstich; als er sich aber erst an die Arbeit gewöhnt hatte, wurde sie ihm nach und nach zum Bedürfnis und er sang und jubelte mit den Vögeln um die Wette. Nach Ablauf eines Jahres kehrte er, von der Alten reich beschenkt, in seine Heimat zurück, erlernte beim Meister Hansstengel noch jetzt die Seilerei und wurde später ein tüchtiger Handwerker.



Der Zauberer Illuminatus.

In einem der engen von himmelhohen Bergen eingeschlossenen Thäler der Schweiz wohnte einst ein alter Zauberer, dessen ganzes Sinnen und Trachten einzig auf Gewinnung von Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen gerichtet war. Er hatte durch seine Zauberkünste schon manchen unterirdischen Schatz gehoben und Kisten und Kisten mit klingender Münze gefüllt; aber noch immer war er nicht zufrieden, sondern strebte unausgesetzt nach größerem Besitz. Wenn er von seinen Reichthümern selbst anständig gelebt und den Armen Gutes gethan hätte, so

würde sein Streben gerade nicht durchaus zu tadeln gewesen sein; aber er lebte selbst wie der ärmste Bettler, versagte jedem Armen auch die kleinste Gabe und fand seine einzige Freude daran, daß er immer wieder von neuem seine Schätze zählte und sich an dem Anblicke des Geldes erfreute. Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Mann mit solchen Eigenschaften von den Bewohnern der Umgegend gemieden wurde, und daß auch Fremde schon zurückwichen, wenn sie am Hause vorübergingen und die an der Kette liegenden bissigen Hunde gewahrten. Nur einer verkehrte noch bisweilen in dem Hause des alten Geizhalses und schien auch die Hunde nicht zu fürchten, und dieser eine war der Schäfer Mathias. Auch er beschäftigte sich mehr mit Zauberei als mit der ihm anvertrauten Herde und brachte oft ganze Nächte damit zu, aus alten Zauberbüchern verborgene Schätze und die Art und Weise sie zu heben zu erkunden. Trotz mancher in dieser Beziehung erlangten Wissenschaft war Mathias arm geblieben, weil er nie den Mut besessen hatte, die ihm bekannt gewordenen Zaubersprüche selbst anzuwenden, sondern sich vielmehr stets darauf beschränkt hatte, die gemachten Entdeckungen dem alten Zauberer, welcher sich Illuminatus nannte, mitzuteilen und von diesem dafür ein kleines Geschenk entgegenzunehmen.

In solcher Weise hatte das Verhältnis zwischen beiden lange Jahre bestanden, und niemand hätte wohl an eine Änderung gedacht; da erschien eines Tages Mathias abermals bei dem Zauberer und teilte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er endlich eine Entdeckung gemacht habe, durch deren Benutzung solche Schätze zu gewinnen seien, daß sie damit alle Königreiche der ganzen Welt kaufen könnten.

So erfreut Illuminatus über diese Botschaft auch in seinem Innern war, so gab er sich doch den Anschein, als ob er der Sache nicht recht traue, und nur zögernd bot er seinem Freunde endlich für die Mittheilung der gemachten Entdeckung zwei Goldstücke. —

„Zwei lumpige Goldstücke!“ rief der Schäfer enttäuscht aus.

„Nein, lieber Freund, damit kommst du heute nicht los. Entweder teilst du mit mir diesmal zugleichem Theilen, oder ich behalte mein Geheimnis für mich und unternehme das Wagnis, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, ganz allein. Die Zeiten, da ich mich mit wenigen Groschen begnügte, während du durch meine Hilfe Kisten und Kasten mit Gold fülltest, sind vorüber, und ich will jetzt endlich einmal den verdienten Lohn für meine Arbeit selbst einernnten.“

Anfangs lachte Illuminatus über den plötzlich zu Tage tretenden Mut seines Freundes und blieb bei seinem Angebot; dann stieg er mit demselben nach und nach immer höher hinauf, und erst als er einsah, daß er sein Ziel in keiner andern Weise erreichen konnte, ging er scheinbar auf die Forderung des Schäfers ein.

Der vertrauensvolle Mathias teilte ihm nun mit, daß in einem Berge mitten in der Wüste Sahara ein von Niesen und Drachen bewachter Ring verborgen sei, welcher die unbezahlbare Eigenschaft besitze, daß sein Inhaber jederzeit die Erdgeister zu seinem Dienste herbeirufen könne. „Was das heißt,“ fuhr Mathias fort, „wißt Ihr selbst, da Ihr ja früher einmal einen einzelnen Erdgeist unter Eure Botmäßigkeit gebracht hattet, der Euch aber durch Eure Unachtsamkeit wieder entschlüpfte. Das kleine Kerlchen mußte alle Eure Wünsche erfüllen, und schleppte auch in den wenigen Tagen seiner Knechtschaft eine ganze Kiste voll Gold herbei. Was müssen nun erst die unzähligen Erdgeister leisten, wenn sie gezwungen sind, jeden Eurer Befehle sofort auszuführen!“

Mathias teilte sodann seinem vermeinten Freunde die Mittel und Wege mit, wie der Ring zu gewinnen sei, und vereinbarte mit ihm, daß sie beide gemeinschaftlich gleich am nächsten Tage nach der Wüste Sahara abreisen wollten.

Glücklich über den erzielten Erfolg drückte der Schäfer dem alten Zauberer noch einmal freundschaftlich die Hand und wollte sich eben von ihm verabschieden; da stieß ihm dieser hinterlistig den Dolch ins Herz und rief höhniſch aus: „So, du einfältiger

Thor, jetzt brauchst du keine Schätze mehr und hast wenigstens noch in deiner Todesstunde gelernt, daß es nicht gut ist, den Menschen allzuviel zu vertrauen!"

"Und du," gab Mathias mit matter Stimme zur Antwort, „wirfst dereinst noch lernen, daß es noch weniger gut ist, einen Freund zu betrügen und zur Erreichung seiner Zwecke sogar einen Mord zu begehen!"

Hiermit verschied der Schäfer und Illuminatus scharfte die Leiche ohne Gewissensbisse an einem entlegenen Winkel seines Gartens ein. Um seine Schätze während der beabsichtigten Reise vor Dieben zu bewahren, vertraute er sie gleichzeitig dem Grabe an und rief, als er den Boden wieder geebnet hatte, lachend aus: „So, Mathias, jetzt bist du reicher als ich; verwahre nur die Schätze gut und lasse sie dir durch niemanden wieder entreißen!"

"Das soll geschehen!" gab eine dumpfe Stimme zur Antwort, bei deren Klange dem frechen Mörder doch ein kalter Schauer den Rücken hinabließ. Der Zauberer trat nun seine Reise gleich am nächsten Morgen an und erreichte nach einigen Wochen glücklich die Wüste Sahara, ohne daß er auf dem Wege bis dahin irgend ein Abenteuer zu bestehen gehabt hätte. Nach den Mittheilungen des Schäfers sollten ihm diese auch erst in der Wüste selbst entgegentreten, und was er dann in jedem einzelnen Falle zu thun hatte, um jegliches Hindernis zu überwinden, war ihm ja so deutlich und klar vorgegeschrieben, daß ihm ein Mißerfolg ganz unmöglich zu sein schien. Er durchwatete mutig die großen Sandhaufen, ließ sich von der Sonne das Haupt brennen und ertrug ohne Murren den schrecklichsten Durst, alles nur in der Hoffnung auf Erlangung der in Aussicht gestellten großen Schätze.

Drei Tage waren bereits unter Ertragung der größten Qualen vergangen, und Illuminatus fühlte sich schon ganz matt und entkräftet; da erreichte er zu seiner großen Freude am vierten Tage eine ausgedehnte grüne Wiese, in deren Mitte ein

hell blinkender See glänzte. Die Ufer waren mit den prachtvollsten Blumen bedeckt, zwischen denen reichtragende Kokos- und Dattelpalmen ihre Kronen hoch zum Himmel emporstreckten, und in dem See selbst wimmelte es von buntschillernden Fischen und langsam einhersehreitenden Krebsen.

Der Zauberer würdigte die vielen Naturschönheiten kaum eines Blickes, sondern eilte im schnellen Laufe sofort zum See hinab, um zunächst seinen brennenden Durst zu löschen und dann im kühlen Grase unter den schattigen Palmen von den Anstrengungen der vergangenen Tage auszuruhen.

Als er sich mit dem ersten Labetrunk erfrischt hatte und eben ein u zweiten schöpfen wollte, bemerkte er auf dem Boden des Gefäßes ein goldig glänzendes zappelndes Fischlein, das mit sei em Stimmchen zu ihm sagte:

Nimm dreist das Schlüflein
Mir aus dem Mund,
Wirf aus dem Schlüflein
Mich gleich zur Stund',
Bring' zu der Mutter mich
Schleunig zurück;
Denn, ach, sonst sterbe ich,
Dich flieht das Glück!

Der Zauberer war über das Sprüchlein des Fisches nicht wenig erstaunt und wußte nicht, was er thun sollte. Der Schäfer hatte von diesem Abenteuer kein Wort erwähnt und also auch wahrscheinlich nichts davon gewußt. Das Schlüflein, welches der Fisch im Munde haben wollte, konnte zu mancher Truhe passen und deshalb großen Wert besitzen, der Fisch dagegen konnte noch viel wertvoller sein, und wenn man ihn ent schlüpfen ließ, so gab man damit wohl gar sein ganzes Glück aus den Händen. Das Sprichwort aber sagt: „Besser einen Sperling in der Hand als zehn auf dem Dache,“ und darum, so dachte der Zauberer, will ich nicht nur das Schlüflein, sondern auch das Fischlein behalten. Mitleidslos wie alle Geizhälse warf er das zappelnde Tierchen in seinen Ranzen und überzeugte sich nur

vorher, ob es den jedenfalls wertvollen Schlüssel noch im Munde habe. Als er hierüber beruhigt war, stieg er wieder zum See hinab, um einen zweiten Labetrunk zu schöpfen und, wie er hoffte, das erste Abenteuer zu bestehen, von dem ihm der Schäfer Mittheilung gemacht hatte. Er brauchte denn auch nicht lange zu warten, so schwamm ein greulich anzuschauender, mehrere Ellen langer Fisch heran, der die mit scharfen Zähnen bewaffneten Kinnladen schauerlich aufeinanderklappte und dabei im grimmigen Borne ausrief:

Sag mir geschwind,
Wo blieb mein Kind;
Wo blieb das Schlüßlein,
Das es nur schützt allein,
Wenn es bedroht
Unglück und Tod!

Jetzt kam dem Zauberer das Sprüchlein zu statten das ihn der Schäfer gelehrt hatte, und mit stolzem Selbstbewußtsein gab er zur Antwort:

Dein Kind ist gesund,
Schwimmt auf dem Grund,
Trägt auch das Schlüßlein
Wohl noch im Munde fein,
Nicht ward's bedroht
Von Unglück und Tod!

Der Fisch war sofort besänftigt und fragte den Zauberer, ob er als Belohnung für die erteilte günstige Auskunft Gold oder Eisen wünsche. „Eisen,“ gab dieser zur Antwort, und sofort spie der Fisch ein scharfes Schwert ans Land und verschwand dann wieder in der Tiefe des Sees.

Der Zauberer war sich wohl bewußt, daß er dem Fische gegenüber eine Lüge ausgesprochen hatte, und um sich nicht einer etwaigen Rache desselben auszusetzen, verließ er die schöne Wiese sofort wieder und eilte mit Riesenschritten der öden Wüste zu. Wie klug er daran gehandelt hatte, zeigte sich schon nach wenigen Minuten; denn der See begann zu brausen und zu toben, überflutete die Ufer und sandte seine Gewässer im rasen-

den Laufe hinter dem Flüchtling her. Zum Glück fand der Zauberer hinter einem hohen Sandwall Schutz und war für diesmal von der drohenden Gefahr errettet. Für die Folge, gelobte er sich, will ich in ähnlichen Fällen nicht wieder lügen und gleich jetzt zur Sühne meines Vergehens das Fischlein in das Wasser zurückwerfen. Nur den Schlüssel will ich für mich behalten, denn dazu hat mir ja das Fischlein die Erlaubnis erteilt. Er öffnete seinen Kansen und gramte dessen ganzen Inhalt aus; aber das Fischlein war spurlos verschwunden und mit ihm der jedenfalls wertvolle Schlüssel. Der Schaden war zwar nicht wieder gut zu machen, doch tröstete sich Illuminatus bald über den Verlust, da ja der Schäfer weder des Fischleins noch auch des Schlüsselens Erwähnung gethan hatte. Beide mußten also zu dem Ringe der Erdgeister in gar keiner Beziehung stehen.

Am folgenden Tage führte den Zauberer sein Weg über Felsen und Klippen, die von allem Pflanzenwuchs entblößt wie ein Backofen glühten und nirgends ein Plätzchen zum Ausruhen boten. Erst spät am Abend fand sich eine geräumige Höhle, welche zum Ruheplatz wie geschaffen war, und Illuminatus zögerte auch keinen Augenblick, sein Nachtlager in derselben aufzuschlagen. Er verzehrte sein einfaches Abendbrot und legte sich müde und matt zur Ruhe nieder. Doch kaum war er eingeschlafen, so wurde er durch ein schreckliches Getöse auch schon wieder aufgeweckt, und vor ihm stand ein riesiger Neger, der ihn polternd und tobend zur Rechenschaft darüber aufforderte, wie er seine Höhle habe in Besitz nehmen können.

„Ha, ha! bist du schon da?“ sagte der Zauberer lachend, „ich wußte, daß du kommen würdest, und hatte dich nur heute noch nicht erwartet. Doch nun sage an, was du von mir verlangst, und wenn es nichts Unmögliches ist, so werde ich deinen Wünschen entsprechen.“

„Was ich verlange, fragst du?“ rief der Neger in hellem Borne auflobernd; „zuerst verlange ich, daß du meine Höhle verlässest, und dann, daß du mir dein Schwert übergiebst!“

„Beide Forderungen,“ entgegnete der Zauberer, „sind lächerlich; denn die Höhle bietet für uns beide hinlänglichen Raum und das Schwert würde ich selbst einem noch einmal so großen Riesen, als du bist, nicht übergeben, ohne um seinen Besitz zu kämpfen, und ohne daß ein gleich wertvoller Einsatz von dem Gegner als Siegespreis gestellt würde. Du trägst um deinen Hals eine schön gearbeitete eiserne Kette; setze sie als Einsatz gegen mein Schwert, und ich will mich auf jeden Kampf, wie er dir beliebt, einlassen. Gewinnst du, so erhältst du das Schwert, und ich verlasse die Höhle; gewinne ich, so erhalte ich die Kette und bin für diese Nacht der unbeschränkte Besitzer der Höhle.“

„Einverstanden,“ sagte der Neger, „und da du mir einmal die Kampfesart überlassen hast, so bestimme ich, daß wir uns gegenseitig ein Rätsel aufgeben. Wer das Rätsel des andern gar nicht oder unrichtig löst, ist unterlegen. Mein Rätsel lautet:

Mein erstes kann ein Männlein, doch eine Frau auch sein,
Und stellt sich bei dem Fremde zum zweiten fröhlich ein;
Es labt sich dann am Ganzen und kehrt zufrieden heim;
Nun sage mir, was kann das auf dieser Welt wohl sein?

„Nichts leichter als das,“ gab der Zauberer zur Antwort, „die Lösung ist: Gastmahl, und daß ich richtig geraten habe, sehe ich schon an deinem verdugten Gesichte. Doch nun höre mein Rätsel:

Ich bin ein schwarzbrauner, muntreer Gesell,
Versehen mit kräftigem Untergestell.
Ich lechze nach Blut wie der Tiger und Luchs,
Weiß mich zu verbergen so schlau wie der Fuchs,
Und selbst wenn der Feind mich gefangen schon hält,
Entspring' ich ihm plötzlich ins freie Feld.
Doch führt man mich wirklich zum Hochgericht,
So geb' ich die Haut her, doch mehr auch nicht.

„Nun,“ rief der Neger lachend aus, „das Rätsel war leicht genug zu lösen; denn wer könnte wohl mit dem schwarzbraunen Gesellen anders gemeint sein, als ich selbst!“

„Vorbeigeschossen,“ gab der Zauberer kaltblütig zur Antwort; „denn wenn du zum Hochgericht geführt wirst, so giebst du nicht nur deine Haut, sondern auch deine Knochen her, und die Lösung paßt somit auf dich nicht. Deine Kette ist nunmehr mein rechtmäßiges Eigentum, und die Höhle bewohne ich für diese Nacht allein.“

Der Neger jammerte und stöhnte über den herben Verlust und bat flehentlich, noch eine zweite Lösung versuchen zu dürfen; doch der Zauberer blieb unerbittlich und beanspruchte den ihm gehührenden Kampfspreis. Es war ihm zu wohlbekannt, wie notwendig ihm die Kette zur Erreichung seines Zieles war, und er lachte nur höhniisch, als sie ihm sein Gegner mit den Worten überreichte: „Diese Kette besitzt große Wunderkräfte, die ich dir aber, weil du unfreundlich gegen mich gewesen bist, jetzt um keinen Preis der Welt mitteilen werde. Ich möchte nur wünschen, daß das kostbare Kleinod nicht in unrechte Hände gefallen ist und einzig dem Zwecke dienen soll, reiche Schätze zu erwerben. Wer das wagen sollte, der möge bedenken, daß es neben den Erdgeistern auch noch Luft-, Feuer- und Wassergeister giebt, welche oft nicht im besten Einvernehmen mit den andern stehen.“

Nach diesen Worten war der Neger plötzlich verschwunden, und Illuminatus legte sich abermals zum Schlafe nieder. Zwei Abenteuer waren jetzt glücklich überstanden, und wenn der Schäfer die Wahrheit gesagt hatte, so konnte der Berg, in welchem der Ring verborgen war, höchstens noch eine Tagereise weit entfernt sein. Die Gefahren, welche dort noch drohten, waren nicht mehr hoch anzuschlagen, wenn nur das Schwert und die Kette, wie vorauszusetzen war, ihre Schuldigkeit thaten.

Am folgenden Tag nahm die Gegend nach und nach eine andere Gestalt an, und an die Stelle der Felsen und Klippen trat wieder die ausgedehnte Sandwüste. So weit das Auge reichte, war nichts zu erblicken als Himmel und Sand, und der bisher noch immer erkennbare Weg war plötzlich spurlos verschwunden. — Wäre der gleiche Fall einige Tage früher einge-

treten, so würde der Zauberer in ernstlicher Gefahr geschwebt haben oder wenigstens zur Umkehr gezwungen gewesen sein; doch jetzt lachte er nur über das Unglück. Denn vor ihm lag inmitten der Wüste der Berg, in dessen Innerem der Ring verwahrt war, und der Weg dorthin war nicht mehr zu verfehlen. Illuminatus besflügelte seine Schritte und konnte schon deutlich den Eingang zum Berge erkennen; da sprang plötzlich ein greulicher Drache hinter einem großen Sandwalle hervor und suchte ihm durch Aufbäumen und Feuersprühen das Weiterstreiten zu verwehren.

Jetzt galt es, die Anweisungen des Schäfers genau zu befolgen und vor allem Tapferkeit und Mut zu zeigen. Der Zauberer zitterte zwar anfangs wie Espenlaub und wußte sich kaum auf den gelehrten Zauberspruch zu besinnen; doch von der Hagier gestachelt, legte er bald alle Furcht ab und rief dem Untier mit lauter Stimme zu:

Feuer verschwinde,
Nicht mehr die Winde
Fachen es an!
Panzer soll weichen,
Daß dich erreichen
Schwertes Schlag kann!

Der Droche stellte auf diesen Zauberspruch sofort das Feuersprühen ein, die Schuppen des Panzers fielen wie Schneeflocken zur Erde nieder, und das Tier selbst krümmte sich wie ein getretener nackter Wurm am Boden. Mit wuchtigem Schwertehiebe trennte der Zauberer dem Ungeheuer den Kopf vom Rumpfe und eilte sodann mit schnellen Schritten auf den Berg zu.

Der Eingang war nicht so geräumig, wie es aus der Ferne den Anschein gehabt hatte, sondern kaum weit genug, um einem großen, starken Manne den ungehinderten Eintritt zu gestatten. Er konnte durch eine schwere eiserne Thür geschlossen werden, die aber augenblicklich weit geöffnet war. Vor der Thür lag ein Hund mit drei Köpfen angekettet, der mit grimmiger Wut umhersprang und jeden zu zerreißen drohte, der es wagen möchte,

sich dem Eingange des Berges zu nahen. Jeder andere würde scheu zurückgewichen sein und sich gehütet haben, dem dreiköpfigen Hunde zu nahe zu kommen; aber der Zauberer spottete des Tieres und schritt ihm mutig entgegen. Als er ihm bis auf wenige Schritte nahe gekommen war, warf er mit geschickter Hand die von dem Neger erhaltene Kette über den einen der bellenden und zähnesteschendenden Köpfe, und sofort verstummten alle drei Köpfe, und das eben noch so grimmige Tier zog sich winselnd und heulend in seine Hütte zurück. Damit war das letzte Abenteuer, welches der Schäfer voraus verkündigt hatte, glücklich überstanden, und Illuminatus betrat laut jubelnd den hell erleuchteten Eingang zum Berge. Der Umstand, daß die schwere eiserne Thür krachend hinter ihm ins Schloß fiel, vermochte ihn nicht zu erschrecken, weil er davon überzeugt war, daß die Erdgeister, wenn er erst im Besitze des Ringes war, sie auf seinen Befehl auch wieder öffnen mußten. Er schritt mutig weiter und gelangte bald in einen großen Saal, in welchem Decke, Wände und Pfeiler aus lauterem Golde bestanden und der Fußboden mit faustgroßen Diamanten gepflastert war. Statt der Tische und Stühle waren tonnenschwere Goldklumpen aufgerichtet, und der Herd war aus einigen großen hellstrahlenden Rubinen aufgebaut.

Illuminatus war von all' dem Glanze wie geblendet und hatte anfangs nur Augen für die reichen Schätze, welche hier aufgehäuft waren; als er aber endlich auf einem als Tisch dienenden Goldklumpen den so lange gewünschten Ring liegen sah, hatte alles andere für den Augenblick den Wert für ihn verloren, und mit lautem Jubelschrei stürzte er auf das kostbare Kleinod zu und steckte es an seinen Ringfinger. Er hielt sich nunmehr für den glücklichsten Menschen und entwarf sofort Pläne zu den zu erbauenden großen Sälen, welche ihm die Erdgeister bis an die Decke mit Gold und Edelsteinen füllen sollten.

Doch halt! Zunächst mußte die Kraft des Ringes erprobt werden, und dann ließ sich über alles andere auch noch später

beschließen. Der Ring wurde dreimal von rechts nach links herumgedreht, und sofort füllte sich der Saal mit einer unzähligen Schar Erdgeister, welche wie mit einer Stimme fragten, was ihr Herr und Gebieter befehle.

„Schließt alles Gold und alle Edelsteine dieses Saales in Säcke,“ lautete die Antwort, „und schafft diese sofort in meine Heimat. Dort legt sie in den Kellern meines Hauses nieder und kehret dann sofort zurück!“

Die Erdgeister waren sofort geschäftig wie die Bienen. Sie schlepten große Scheffelsäcke herbei, brachen die Diamanten aus dem Fußboden los, rissen den Herd auseinander und schlugen die größeren Goldklumpen mit schweren Hämmern in kleinere Stücke. Dann wurde alles bunt durcheinander in die Säcke gefüllt, und jeder der kleinen Erdgeister huckte einen Sack auf den Buckel, der mindestens dreimal so groß und so schwer war als der Träger selbst.

Bevor die Schar die Reise nach der Oberwelt antrat, schritt ein altersgraues Männchen auf den Zauberer zu und redete ihn nach einer großen Verbeugung mit den Worten an: „Wollte unser Herr und Gebieter wohl die Gnade haben, uns die Thür des Berges zu öffnen?“

„Ich soll euch die Thür des Berges öffnen?“ fragte Illuminatus erstaunt. „Ich habe keinen Schlüssel dazu und glaube auch nicht, daß ein solcher nötig sein wird; denn ihr versteht es ja durch Felsen und Mauern zu dringen, durch die Luft zu fliegen und durch das Wasser zu schwimmen. Wie könnte euch also eine schlichte eiserne Thür ein Hindernis sein!“

„Unser Herr und Gebieter,“ entgegnete das Männchen, „hat ganz recht, wenn er uns Fähigkeiten nachrühmt, welche wir Geister besitzen; aber es ist ihm jedenfalls bisher unbekannt geblieben, daß auch unser Können beschränkt ist, und daß wir unser unterirdisches Reich nicht anders als durch die geöffnete Thür des Berges verlassen können. Jahrhundertlang ist diese Thür oft geschlossen gewesen, und sie hat sich jedesmal nur dem

geöffnet, der sie durch die richtigen Zaubersprüche zu öffnen vermochte. Gleich hinter dem Eingedrungenen schließt sie sich wieder, und hat dieser versäumt, sich des Schlüssels zu versichern, so ist er für ewige Zeiten in diesem Saale eingeschlossen. Hoffentlich habt Ihr, unser Herr und Gebieter, das Schlüsselein gut verwahrt, welches ein kleiner Fisch in dem See der Wüste in seinem Munde trug und Euch anbot."

Laut jammernd stürzte der Zauberer zu Boden und rief wiederholt aus: „Den Schlüssel, den Schlüssel; ich habe ihn nicht!" —

Die Erdgeister, welche sich jedenfalls schon darauf gefreut hatten, einmal wieder an das Tageslicht zu kommen, ließen die gefüllten Säcke enttäuscht zu Boden sinken und umringten mit trauriger Miene ihren Herrn und Gebieter. Keiner wußte zu helfen, und nur das altersgraue Männchen wagte dem Zauberer einen Vorschlag zu seiner Rettung zu machen.

„Wir können dir," sagte es, „keine Speisen liefern, da wir sie nicht besitzen und selbst nur von Wasser leben. Du würdest also in unserm Reiche schon nach wenigen Tagen verhungern müssen. Um diesem schrecklichen Tode aus dem Wege zu gehen, giebt es nur ein Mittel, und das besteht darin, daß du einer der unsrigen wirst. Du bedarfst dann zum Leben nichts als Wasser und kannst bis in alle Ewigkeit im Golde wühlen."

Als der Zauberer zu diesem Vorschlage mit dem Kopfe nickte, berührte ihn das altersgraue Männchen mit einem Zaubersabe, und er schrumpfte sofort zu einem kleinen Erdgeiste zusammen. Er wühlte fortan Tag und Nacht im Golde, ergötzte sich an dem Glanze der Edelsteine — und trank Wasser.



Prinzessin Tausendschönchen.

Ein Königspaar hatte ein einziges Töchterlein, welches schon bei seiner Geburt so schön war, daß ihm seine Eltern in der Taufe den Namen Tausendschönchen beilegten. Es wurde von vornherein nichts versäumt, um dem Kinde eine glänzende Zukunft zu sichern, und der König ließ neben den bereits vorhandenen noch einige Duzend goldene Teller anfertigen, damit er ja alle weisen Frauen des Landes als Taufpaten einladen konnte. Sie erschienen denn auch sämmtlich, und jede beschenkte die kleine Prinzessin mit einer Wundergabe. Es wurde ihr Tugend und Gesundheit, Schönheit und Reichthum, kurz, alles verliehen, was ein Menschenkind nur immer glücklich machen kann; und da keine der weisen Frauen, wie bei Dornröschen, gegen die andern zurückgesetzt war, so wurde auch nicht ein einziger böser Wunsch ausgesprochen.

Als Tausendschönchen herangewachsen war, verbreitete sich ihr Ruhm bald in alle Länder, und wo sich an einem Königs- oder Fürstenhose ein Prinz fand, da machte sich dieser auch auf, um die tugendreiche und schöne Prinzessin kennen zu lernen und sie womöglich als Braut auf sein väterliches Schloß heimzuführen. Es verging kaum ein Tag, an welchem nicht wenigstens ein Prinz am Königshofe anlangte, und es würde schwer gewesen sein, darüber zu entscheiden, welcher von ihnen die andern an Schönheit und Reichthum übertroffen hätte. Ob sie sich aber an Tugend eben so gleich standen, das war eine andere Frage, die sich um so schwerer beantworten ließ, als sie sämmtlich bemüht waren, sich stets von der besten Seite zu zeigen. Die Prinzessin wollte jedoch ihre Hand nicht dem Schönsten und Reichsten,

sondern nur dem Tugendhaftesten reichen, und um diesen herauszufinden, nahm sie ihre Zuflucht zu einer der weisen Frauen. Diese riet ihr, die Prinzen unter irgend einem Vorwande nach Hause zu schicken und ihnen anheimzustellen, nach Jahresfrist an den Königshof zurückzukehren. „Alles andere,“ sagte sie, „überlaß mir; ich werde schon Mittel und Wege wissen, den Tugendhaftesten herauszufinden.“

Die Prinzessin befolgte den ihr erteilten Rat, und schon am nächsten Tage verließen die Prinzen das königliche Schloß und kehrten in ihre Heimat zurück.

Als das Jahr um war, traten einer der Prinzen nach dem andern abermals die Reise nach dem fremden Königreiche an, und jeder schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er die Hand der Prinzessin erwerben werde. Der erste, welcher auf der nach dem Schlosse führenden Straße erschien, war der Prinz Balduin, der Tag und Nacht ohne Unterbrechung geritten war, um den übrigen möglichst den Rang abzulaufen. Bis dahin war es ihm geglückt, und wenn das Pferd nur noch eine Stunde aushielt, so war das ersehnte Ziel erreicht. Doch das böse „Wenn“ machte dem Prinzen wie so manchem andern einen Strich durch die Rechnung. Das Pferd sank vor Erschöpfung zusammen und war nach wenigen Minuten verendet. Der Prinz stand ratlos neben dem gefallenem Tiere und verwünschte jetzt selbst seine übertriebene Eilfertigkeit. Zu Fuß konnte er unmöglich seinen Einzug auf dem Königsschlosse halten, und ein anderes Pferd war augenblicklich wohl für alle Schätze der Welt nicht zu beschaffen.

Während der Prinz noch hin und her überlegte, wie er sich der Verlegenheit am besten entziehen könne, erschien plötzlich auf der Landstraße ein herrschaftlicher Diener, welcher einen prachtvollen Kappen am Zügel führte und nichts Böses ahnend an dem Prinzen vorüberziehen wollte.

„Geda Bursche,“ rief ihn dieser jedoch an, „wohin willst mit dem Pferde und wem gehört es? — Du mußt mir das Tier verkaufen, selbst wenn der Preis auch noch so hoch sein sollte.“

„Das Pferd,“ erwiderte der Diener, „hat mein Herr gestern erst in der Stadt gekauft, und ich bin eben auf dem Wege es nach seinem Schlosse zu führen. Wollt Ihr ihm das Tier wieder abkaufen, so begleitet mich und macht den Handel mit meinem Herrn selbst richtig. Ich habe kein Recht, fremdes Eigentum zu verkaufen.“

„Einfältiger Tropf,“ rief der Prinz zornig aus, „sage deinem Herrn, Prinz Balbain habe das Pferd gekauft, und er möge sich von ihm den Kaufpreis holen.“ Dabei stieß er den Diener zur Seite, schwang sich auf das edle Roß und jagte im tausenden Galopp davon.

Die Freude über den ungerechten Handel sollte jedoch nicht allzu lange währen, denn das mutige Pferd gehorchte weder Zügel noch Sporen und lief mit seinem Reiter querselbein. Es zog ihn durch Gestrüpp und Dornen, bis ihm die Kleider in Fetzen am Leibe herabhingen und warf ihn schließlich am Saume eines Waldes in einen Graben ab. — Da lag nun der Prinz mit einem gebrochenen Bein und jammerte und stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen können. So weit das Auge reichte, war weder Haus noch Hof zu sehen, und die Gegend war überhaupt so öde, daß es sehr zweifelhaft erschien, ob sich jemals ein menschlicher Fuß hierher verirrt. Der Verunglückte hatte bereits mehrere Stunden unter den gräßlichsten Schmerzen zugebracht und war fast der Verzweiflung nahe; da trat ganz unerwartet ein altes Mütterchen aus dem Walde und blieb erschrocken stehen, als sie den jammernden Mann in seiner zersecten Kleidung erblickte.

„Kommt nur näher,“ rief der Prinz bittend aus, „und helft mir; Ihr habt von mir nichts zu befürchten. Ich bin vom Pferde gestürzt und habe ein Bein gebrochen. Ihr selbst werdet mir zwar nicht weiter helfen können; aber ich bin gerettet, wenn Ihr nur zum Schlosse des Königs eilt und der Prinzessin Tausendschönchen mein Unglück meldet.“

„Nach dem Schlosse des Königs und zur Prinzessin Tausend-

schönchen?" wiederholte die Alte kopfschüttelnd. „Ein Königsschloß giebt es in einem Umkreise von fünfzig Stunden nicht, und von einer Prinzessin Tausendschönchen habe ich wohl schon einmal sprechen hören, aber die wohnt über hundert Stunden von hier entfernt.“

„Sprecht nicht so thöricht,“ erwiderte der Prinz; „das Schloß kann höchstens eine Stunde von hier entfernt sein. Als heute Mittag mein Pferd vor Ermattung unter mir zusammenbrach, war ich dem Schlosse so nahe, daß ich seine Thürme und Zinnen schon ganz deutlich erkennen konnte. Ich kaufte unterwegs ein anderes Pferd, einen mutigen Rappen, der aber weder dem Zügel noch den Sporen gehorchte. Das wilde Tier rannte mit mir querselbein und warf mich nach etwa einer halben Stunde hier in den Graben ab.“

„Einen Rappen, sagt Ihr, der weder Zügel noch Sporen kennt und immer querselbein rennt? — Nun, dann ist alles aufgeklärt. Ihr habt das schreckliche Geisterroß geritten, das in jeder Minute eine Meile zurücklegt, und werdet meinen Angaben über die Entfernung des Königsschlusses jetzt wohl Glauben schenken.“

Der Prinz war starr vor Schrecken und jammerte und stöhnte noch mehr als vorher, sah aber schließlich keinen andern Rettungsweg, als auf einem Beine nach der nahegelegenen Hütte der Alten zu humpeln und dort die Heilung seines gebrochenen Beines abzuwarten.

Es würde keine angenehme Beschäftigung sein, von dem Schimpfen und Toben des Prinzen über sein Unglück weiter zu berichten, und wir wollen ihn deshalb einstweilen in der Hütte allein zurücklassen und uns nach den andern Prinzen umsehen.

Der zweite, welcher auf der nach dem Schlosse führenden Straße erschien, war der Prinz Felix, der zwar auch einen ziemlich tollen Ritt gemacht, aber seinem Pferde doch wenigstens jede Nacht einige Stunden Ruhe gegönnt hatte. Er durfte deshalb wohl hoffen, das Schloß glücklich zu erreichen, und hätte es

keinesfalls nötig gehabt, dem Prinzen Balduin nachzuahmen. Und doch that er es und beging damit ein Unrecht, das wo möglich noch größer war, als dasjenige seines Vorgängers.

Der Rappe, welcher dem Prinzen Balduin entlaufen war, war zur Landstraße zurückgekehrt, und der Diener hatte ihn eben wieder eingefangen, als Prinz Felix vorüberritt und mit Bewunderung den prächtigen Bau des Tieres betrachtete. Auf seine Fragen erhielt er dieselben Antworten wie sein Vorgänger, und da der Diener sich hartnäckig weigerte, das Pferd zu verkaufen oder zu vertauschen, so wurde ohne weiteres Gewalt angewandt. „Wenn du nicht mit gespaltenem Schädel hier liegen bleiben willst,“ rief der Prinz dem unglücklichen Diener zu, „so mache dich mit meinem Pferde schnell aus dem Staube und sage deinem Herrn, Prinz Felix habe das Roß mit ihm getauscht. Damit schwang er sich auf den Rappen und ritt im saufenden Galopp davon.

Die Strafe für das begangene Unrecht ließ nicht lange auf sich warten, und Prinz Felix lag noch an demselben Abend mit gebrochenen Beinen neben dem Prinzen Balduin in der Hütte der Alten.

Der dritte Prinz, welcher nach dem Königsschlosse eilte, war in der letzten Herberge mit noch sechs andern Prinzen, die dasselbe Reiseziel verfolgten, zusammengetroffen, und die muntere Schar setzte am Morgen die Reise gemeinschaftlich fort. Alle waren fröhlich und guter Dinge, und keiner dachte wohl daran, daß ihn auf der letzten kurzen Strecke Weges noch ein Mißgeschick treffen könne; da sollte plötzlich ein Zwischenfall eintreten, der die Freude in Trauer verwandelte und die gehegten Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete.

Am Wege saß nämlich ein alter blinder Bettler, dessen gramdurchfurchte Züge schon allein hätten genügen müssen, um das Herz jedes Menschen zum Mitleid zu bewegen. Er hat im flehentlichen Tone um eine kleine Gabe und streckte die zitternde Hand aus, um sie in Empfang zu nehmen. Doch die Prinzen

spotteten seiner und verhöhnten ihn wegen seiner zerlumpten Kleidung. Ja, einer ging in seiner Herzlosigkeit sogar so weit, daß er den Vorschlag machte, den Alten als Vogelscheuche in den nächsten Baum zu setzen. — Das frevelhafte Ansinnen wurde von den übrigen mit Jubel begrüßt, und der blinde Bettler wurde trotz seines Bittens und Flehens unter höhnischem Gelächter mit Stricken auf einen Baum gezogen, wo man ihn von aller Welt verlassen zwischen den Ästen nieder setzte. „Hüte die Früchte gut vor den Spazern,“ rief einer der bösen Gefellen, „und laß dir die Zeit auf deinem schattigen Plätzchen nicht lang werden!“

„Laßt ihr sie euch auch nicht lang werden,“ rief der Bettler zurück; „denn bevor ihr das Königsschloß erreicht, dürfte noch mancher Tag vergehen!“

Kaum war der letzte Ruf verklungen, so war der Bettler verschwunden, und an seiner Stelle saß auf dem Baume eine Drossel, welche mit heller Stimme sang:

Ihr Vögelein und ihr Mäuschen
Hervor aus euren Häuschen,
Helft bauen mir ein festes Schloß
Für Prinzen, die wie nied'rer Troß
Die Armut heut' geschändet,
Zum Bösen sich gewendet!

Augenblicklich schwirrte es in der Luft von zahllosen Scharen großer und kleiner Vögel, und auf dem Felde entstand ein Gewimmel von so vielen Mäusen, daß bald eine über die andere hinwegpurzelte. Die Mäuschen schleppten Dornen herbei, und die Vögel erbauten davon eine Mauer, welche schon fünfzig Fuß hoch und ebenso dick war, bevor die Prinzen nur einmal recht zur Besinnung kamen. Sie sahen sich plötzlich von allen Seiten eingeschlossen und griffen in blindem Eifer zu ihren Schwertern, um sich durch die Dornen einen Ausweg zu bahnen. All' ihre Mühen war jedoch fruchtlos, und sie erreichten nichts weiter, als daß sie sich die Hände blutig ritzten, und daß ihnen die Kleider bald schlimmer in Fetzen am Leibe herabgingen, als früher

dem blinden Bettler. Ihr frevelhafter Hochmut war plötzlich gebrochen, und seufzend und jammernd beklagten sie ihr trauriges Geschick. Die Nahrungsmittel, welche sie bei sich führten, bestanden nur in sechs Broten und wenn diese aufgezehrt waren und die Vögelein und Mäuschen kein Erbarmen zeigten, so mußten sie den schrecklichen Hungertod sterben. —

In den nächsten Tagen zogen noch etwa zwanzig Prinzen die Straße zum Königsschlosse entlang, und alle bereiteten sich durch ihre Untugenden ein ähnliches Schicksal wie ihre Vorgänger. Keiner erreichte sein Ziel.

Endlich erschien als letzter der Prinz Arnulf, der mit der Abreise so lange gezügert hatte, weil er sich weder an Schönheit noch auch an Reichthum mit den übrigen Prinzen messen konnte und deshalb nur wenig Hoffnung hegte, die Hand der Prinzessin zu gewinnen. In schwermüthige Gedanken vertieft, achtete er kaum auf den Weg und fuhr daher erschrocken empor, als plötzlich ein alter Soldat vor ihm stand und ihn flehentlich um Hilfe bat. „Ich habe,“ sagte er, „im Kriege ein Bein verloren und bin genöthigt gewesen, mich bisher mit einem hölzernen zu behelfen. Leider ist mir dieses heute morgen durch einen Stoß an einen Stein zerbrochen, und ich kann ohne fremde Hilfe die Reise in meine Heimat nicht weiter fortsetzen.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ erwiderte der Prinz, „so ist Euch leicht zu helfen. Ich kann das Stündchen Weges bis zum Königsschlosse recht gut zu Fuße zurücklegen, und mein Pferd hat an Euch Einbeinigen leichter zu tragen als an mir Zweibeinigen. Darum steigt auf und reitet mit mir zum Königsschlosse, dort will ich Euch ein neues hölzernes Bein anfertigen lassen.“

Der alte Soldat bestieg das Pferd, und der Prinz schritt nebenher und führte es am Zügel.

Sie hatten kaum einige hundert Schritte zurückgelegt, so fanden sie mitten auf der Landstraße eine alte Frau, welche vor Ermattung zusammengebrochen war und mit schwacher Stimme

um ein Stückchen Brot hat. „Brot,“ erwiderte der Prinz, „habe ich leider nicht bei mir; aber wohl noch ein Stückchen Kuchen und ein Schlickchen Wein; das nehmt beides, und es wird Euch nicht weniger stärken als Brot. Da Ihr jedoch mit Euern schwachen Kräften unmöglich die nächste Stadt erreichen könnt, so setzt Euch zu dem alten Soldaten auf das Pferd und begleitet mich zum Königsschlosse. Dort will ich die Prinzessin Tausendschönchen bitten, daß sie Euch mit Speise und Trank stärkt, bevor Ihr Euere Reise weiter fortsetzt.“

Der Prinz hob die Alte auf das Pferd und bemerkte lächelnd, daß das Tier das federleichte Gewicht kaum verspüren werde.

Als die Reisigen etwa noch eine halbe Stunde vom Königsschlosse entfernt waren, erreichten sie eine Frau, welche unter einem schweren Tragkorbe keuchte und daneben noch auf ihren Armen ein zweijähriges Kind trug.

„Wohin soll die Reise gehen?“ fragte der mitleidige Prinz.

„Ach,“ gab die Frau seufzend zur Antwort, „ich habe die schwere Last nach dem Königsschlosse zu tragen und sinke schon jetzt fast unter derselben zusammen.“

„Nun, dann gebt her,“ entgegnete der Prinz, „mein starkes Roß hat an den beiden Leutchen noch nicht so schwer zu tragen, daß es auf die kurze Strecke nicht auch noch einen Korb fortbringen sollte.“

Als der Prinz jedoch der Frau den Korb abnehmen und auf das Pferd heben wollte, versagten ihm die Kräfte, und er vermochte das schwere Gewicht nicht so hoch zu heben. Kurz entschlossen nahm er den schweren Korb, trotz des Widerspruchs der Frau, selbst auf seinen Rücken und wanderte ohne Rücksicht auf den sonderbaren Aufzug, in welchem er als Prinz erschien, wohlgenut dem Schlosse zu.

Prinzessin Tausendschönchen stand eben auf dem Söller und schaute mit Verwunderung auf die sonderbaren Reisigen hinab, welche in den Schloßhof ihren Einzug hielten; als sie aber den

Prinzen Arnulf erkannte, eilte sie ihm freudig entgegen und bewillkommnete ihn mit dem Hinzufügen, daß er der einzige von allen Prinzen sei, welcher sich seines Versprechens, nach Jahresfrist zurückzukehren, erinnert habe. „Doch,“ fuhr sie fort, „in welch' sonderbarem Aufzuge erscheint Ihr hier auf dem Schlosse, und welche noch sonderbarere Reisegeellschaft habt Ihr Euch ausgewählt!“

„Den alten Soldaten,“ entgegnete der Prinz, „traf ich hilflos auf der Landstraße; er hatte sein hölzernes Bein zerbrochen, und ich versprach ihm, daß ich ihm hier ein neues anfertigen lassen wolle. Die alte Frau war auf der Landstraße vor Ermattung zusammengefunken, und ich möchte sie Eurer freundlichen Pflege empfohlen haben. Die andere Frau trug ein Kind auf ihren Armen und keuchte dabei unter der Last eines Tragkorbes, der mir auf der kurzen Strecke fast zu schwer geworden ist. In allen drei Fällen habe ich nur meine Schuldigkeit gethan und bitte um Verzeihung, wenn ich die Euch gebührende Ehrerbietung außer acht gelassen habe und Euch obendrein noch mit Bitten für arme Mitmenschen belästige.“

„Nichts weiter von Entschuldigungen!“ rief plötzlich der alte Soldat. „Seht her, ich bin der König dieses Landes und habe mit Hilfe der weisen Frauen nur Euer Herz prüfen wollen!“ Dabei öffnete er seinen Soldatenrock und zeigte auf der Brust einen großen silbernen Stern. „Ich habe Euch,“ fuhr er sodann fort, „als einen braven edlen Prinzen kennen gelernt, und darum soll Euch die Hand der Prinzessin zu teil werden, und noch heute wollen wir die Hochzeit feiern.“

„Auch ich,“ sprach die alte Frau, indem sie plötzlich im golddurchwirkten Kleide vor dem Prinzen stand, „auch ich war nicht, die ich schien, sondern ich bin eine der Patinnen der Prinzessin, und weil Ihr Euch gegen eine Kranke und Hilfsbedürftige so sehr liebevoll erwiesen habt, so verleihe ich Euch zum Lohne eine stete Gesundheit.“

Die Alte hatte kaum den Dank des Prinzen entgegenge-

nommen, so nahte auch schon die andere Frau im silberdurchwirkten Kleide und redete den glücklichen Bräutigam mit den Worten an: „Ihr habt mir aus Mitleid die schwere Last abgenommen und sie auf Euerm eigenen Rücken hierher in den Schloßhof getragen; dafür soll der Inhalt des Korbes, der aus lauterem Golde besteht, ein Brautgeschenk für Euch sein, und sowie Ihr die übrigen Prinzen an Tugenden übertroffen habt, sollt Ihr sie jetzt auch an Reichthum übertreffen.“

„Doch nun auf zum fröhlichen Hochzeitsmahle,“ rief der König; „und wenn wir auch bei demselben keine anderen fürstlichen Gäste zu bewirten haben, so wird es uns doch an Heiterkeit und Frohsinn an diesem glücklichen Tage nicht fehlen!“

„Seid um die Gäste nicht verlegen,“ erwiderte die weise alte Frau. „Ich habe die übrigen Prinzen aus ihrer Gefangenschaft erlöst, und wenn mich nicht alles täuscht, so reiten sie eben in den Schloßhof ein.“

Wirklich ließen sich die Prinzen schon nach wenigen Minuten bei dem Könige anmelden und dabei um Entschuldigung bitten, daß sie infolge überstandener Abenteuer in zerlumpter Kleidung erscheinen würden.

Der König lachte; aber die Prinzen zogen ein recht verdrießliches Gesicht, als sie zur Hochzeitstafel geführt und ihnen Prinzessin Tausendschönchen als Braut des Prinzen Arnulf vorgestellt wurde. Trotzdem verlief die Hochzeit recht vergnügt und wurde durch keinen Mißton gestört. Prinz Arnulf lebte mit seiner Gemahlin glücklich und zufrieden, und beide erreichten ein hohes Alter.



Der ungerechte Kadi.

In der reichen Handelsstadt Smyrna lebte vor Zeiten ein Kadi, der weder Gott noch Menschen fürchtete und je nach der Höhe der Bestechungssumme das Recht zu Gunsten des einen oder andern beugte. Klagte jemand mit vollem Rechte, daß ihm sein Nachbar tausend Piafter verschulde, so war es gar nicht selten, daß die Sache geradezu umgekehrt wurde, und das Urtheil dahin lautete, daß nicht der Verklagte dem Kläger, sondern der Kläger dem Verklagten tausend Piafter zu zahlen habe. Einen höheren Gerichtshof, bei dem die Einwohner der Stadt ihr Recht hätten weiter verfolgen können, gab es nicht, und über den ungerechten, aber mächtigen Kadi beim Sultan Beschwerde zu führen, wagte niemand. Wer das Mittel der Bestechung verabscheute, beschritt selbst bei den gerechtesten Forderungen den Rechtsweg nicht mehr und suchte lieber alles zu vermeiden, was ihn für die Folge in Händel mit seinem Nachbar verwickeln konnte. Bei solcher Rechtsunsicherheit konnte es nicht ausbleiben, daß alles gegenseitige Vertrauen verloren ging, und daß bald Handel und Wandel in der Stadt zu stocken begann.

In dieser Not beschloßen die Einwohner der Stadt, dem Kadi in mildester Weise Vorstellungen über seine Rechtsprechung zu machen, und wählten zu ihrem Abgesandten einen alten Derwisch, der in dem Rufe stand, jedes menschliche Herz ganz nach seinem Gefallen umwandeln zu können.

Der Derwisch war zur Übernahme des immerhin gefährlichen Auftrages sofort bereit und wurde auch von dem Kadi freundlich aufgenommen. Selbst als er sein Anliegen vorbrachte und dem Richter wegen der vielfach ungerechten Urtheilssprüche scharf ins

Gewissen redete, brauste dieser durchaus nicht zornig auf, sondern suchte die etwa vorgekommenen Irrtümer mit der allgemeinen Schwäche der menschlichen Erkenntnis zu entschuldigen.

„Gut,“ sagte der Derwisch, „wenn die ungerechten Urtheile nur darin ihren Grund haben, so ist dem Schaden leicht abzuhelfen, und Handel und Wandel werden in der Stadt bald wieder blühen. Siehe, ich habe hier einen Leuchter, der merkwürdige Eigenschaften besitzt und gerade für einen Richter von großem Werte ist. Wenn du ein Urtheil zu sprechen hast, so brauchst du ihn nur vor dir auf den Tisch zu stellen und die aufgesteckte Kerze anzuzünden, und das Licht wird deinen Verstand derartig erleuchten, daß ein ungerechter Urtheilspruch zu den Unmöglichkeiten gehört. Hüte dich nur, beim brennenden Lichte ein Urtheil zu fällen, welches mit dem von dir erkannten Rechte im Widerspruch steht.“

Der Kadi dankte für den Leuchter und versprach, ihn fortan bei allen Gerichtsverhandlungen benutzen zu wollen.

Anfangs wurde das Versprechen aus Furcht vor dem Derwisch auch gehalten, und die Einwohner der Stadt atmeten erleichtert auf; als aber mit der geordneten Rechtspflege die früheren unlauteren Quellen des Reichthums versiegten, wurde der sonst wertlose Leuchter in die Kumpelkammer verbannt, und der Befechung war wieder Thür und Thor geöffnet. Die Bürger jammerten wie früher, und der Derwisch wurde täglich mit Bitten bestürmt, nochmals das Herz des ungerechten Kadi umzuwandeln. Doch diesmal war er nicht so leicht dazu zu bewegen, und erst nach geraumer Zeit gab er endlich das Versprechen ab, der allgemeinen Noth Abhilfe schaffen zu wollen.

Eines Tages erschien nun vor dem Kadi ein reicher Kaufmann und klagte, daß ihm der Derwisch eine kostbare Dose abgekauft habe, welche die seltene Eigenschaft besitze, daß jeder, welcher aus ihr schnupfe, sich in ein beliebiges Tier verwandeln könne. Sie seien um den Preis von dreitausend Piastern handelsseins geworden, und der Derwisch habe versprochen, den Be-

trag nach acht Tagen zu zahlen. Jetzt seien jedoch bereits vier Wochen vergangen, und der Beklagte weigere die Zahlung unter ganz nichtigen Vorwänden. Er behaupte, daß er sich mit Hilfe der Dose wohl in einen Vogel oder in einen Fisch, aber nicht in ein vierfüßiges Tier habe verwandeln können. Diese Behauptung sei jedoch falsch, wie der Kadi durch eine Probe an sich selbst leicht feststellen könne. „Verschafft mir mein Recht,“ fügte der Kaufmann hinzu, „und ich zahle Euch von dem Kaufpreise den Löwenanteil mit zweitausend Piaſtern!“

Der Kadi hielt sich anfangs weigertlich und gab an, daß er mit dem Derwisch nicht gern etwas zu schaffen habe. Als der Kaufmann aber immer heftiger in ihn drang und schließlich noch hundert Piaſter zuzulegen versprach, erklärte er sich bereit, den Derwisch nicht allein zur Zahlung des Kaufpreises, sondern zur Strafe für die bisherige Weigerung auch zur Zurückgabe der Dose zu verurteilen. Er knüpfte daran jedoch die Bedingung, daß ihm nach ausgemachter Sache die Wunderdose käuflich überlassen werde, und daß der Preis fünfhundert Piaſter nicht übersteigen dürfe.

Am nächsten Tage mußte der Derwisch vor dem Kadi erscheinen, und der Kaufmann brachte seine Klage vor.

„Bevor ich auf die Klage antworte,“ sagte der Derwisch zum Kadi gewandt, „möchte ich dich darum bitten, daß du den bekannten Leuchter vor dir niedersezt, damit wir beide versichert sein können, daß dein Urteil ein gerechtes sein wird.“

„Den Leuchter?“ fragte der Kadi verwirrt. „Ach so, ja, ich erinnere mich jetzt, welchen Leuchter du meinst. Das Licht auf demselben war mit der Zeit bis auf den Grund herabgebrannt, und da kein anderes passendes aufzufinden war, so habe ich den Leuchter durch meinen Diener beiseite sezen lassen und weiß nicht einmal, wo er sich augenblicklich befindet.“

„Schlimm für die Rechtsuchenden,“ gab der Derwisch zur Antwort, „aber vielleicht noch schlimmer für dich.“

„Was nun die Klage anbetrifft,“ fuhr er fort, „so kann ich

dieselbe nur in allen Theilen für falsch und unbegründet erklären. Ich habe die Dose, welche du hier siehst, von dem Kläger nicht für dreitausend, sondern für tausend Piafter gekauft und ihm den Kaufpreis im Beisein von Zeugen sofort bar ausgezahlt. Ebenowenig habe ich behauptet, daß man sich mit Hilfe der Dose wohl in einen Vogel oder einen Fisch, aber nicht in ein vierfüßiges Tier verwandeln könne, sondern ich habe nur Zweifel darüber ausgesprochen, ob auch die Verwandlung eines mit Vernunft begabten Menschen in einen Esel möglich sei.“

Der Kadi frazte sich verlegen hinter den Ohren und schien über das zu fällende Urtheil nicht recht schlüssig werden zu können; als ihn aber der Kaufmann durch lautes Räuspfern an die übernommene Verpflichtung erinnerte, setzte er eine ernste Amtsmiene auf und hob zum Derwisch gewendet im barschen Tone an:

„Deine Einreden gegen die Klage müssen als unbegründet zurückgewiesen werden, da du weder eine Bescheinigung des Klägers über den gezahlten Kaufpreis hast vorzeigen können, noch auch die Zeugen, welche die angebliche Zahlung bekunden sollen, mit zur Stelle gebracht hast. Ich verurtheile dich deshalb, dem Kläger dreitausend Piafter zu zahlen und lege dir als Strafe für die bisherige Weigerung die Verpflichtung auf, ihm obendrein die Dose zurückzugeben.“

Der Derwisch hatte das Urtheil mit großem Gleichmuth angehört und versprach nicht nur die dreitausend Piafter am selbigen Tage zu zahlen, sondern übergab auch dem Kläger sofort die wunderkräftige Dose. Er lachte sogar über den sonderbaren Rechtsfall und wiederholte seine Behauptung, daß sich mit Hilfe der Dose ein vernünftiger Mensch nicht in einen Esel verwandeln könne.“

„Nicht das allein,“ rief der Kaufmann zornig aus, „sondern der Esel vermag sogar in einer Stunde soviel Gold zu speien, daß Ihr es in einem Scheffelsack nicht forttragen könnt.“

Der Kadi spitzte bei diesen Worten die Ohren und berechnete bereits in Gedanken, wie viel Scheffelsäcke voll Goldstücke

er täglich werde speien können, wenn er erst im Besitze der Wunderdose sein würde. Inzwischen stritten die beiden Gegner noch immer hin und her, bis endlich der Kaufmann den Vorschlag machte, man wolle den Streit durch einen Unbetheiligten entscheiden lassen und diesem als Lohn für seinen Richterspruch das von dem Esel ausgespene Gold schenken.

Wo Gold zu gewinnen war, war der Kadi gewiß nicht der letzte, der mit beiden Händen zugriff, und so erklärte er sich denn auch sofort bereit, die Verwandlung in einen Esel mit sich selbst vorzunehmen. Mit den Worten:

Mit langen Ohren ein Eselein
Möcht' ich sogleich zur Stunde sein,
Das Fell sei dick wie des Döfens Haut
Das Haar hübsch grau und die Stimme laut,
Auf daß man vernehme fern und nah
Mein wie Orgelton klingenbes frohes J—a!

schmupfte er aus der Wunderdose, und augenblicklich stand an der Stelle des Kadi ein hübsches Eselein im Gerichtssaale.

„So,“ sagte der Derwisch zum Kaufmann, „der Esel wäre da, doch nun laß ihn auch Gold speien!“

Das war leicht gesagt, aber schwer gethan; denn soviel der Kaufmann dem Eselein auch zuredete, und so sehr er ihm auch das Fell mit dem Knüttel gerbte: Gold wollte er nicht speien. Es war ein Esel wie alle Esel sind, und der Derwisch machte deshalb den Vorschlag, ihn auch in gleicher Weise zu benutzen.

Das Eselein wurde einem Müller überlassen; der Kaufmann erhielt den für das Grantier erzielten Preis, und der Derwisch nahm dagegen wieder die Wunderdose in Empfang.

Ein Tag ging nach dem andern dahin. Der Esel trug vom Morgen bis zum Abend die schweren Mehlsäcke; der Derwisch und der Kaufmann gingen ihren Geschäften nach, und die Einwohner der Stadt hatten sich allmählich daran gewöhnt, auch ohne Kadi miteinander fertig zu werden: da wollte es der Zufall, daß der Derwisch eines Tages an der Mühle vorüberging und Augenzeuge davon wurde, wie der Esel unter der Last der

ihm aufgebürdeten Mehlsäcke kraftlos zusammensank. Der Derwisch wurde von Mitleid erregt, und da er den Kadi für seine Ungerechtigkeit nicht so schwer hatte bestrafen wollen, so befreite er den Esel von seiner Last und redete ihm freundlich zu. „Wenn du mir versprechen willst,“ sagte er, „daß du kein ungerechtes Urtheil wieder fällen wirst, und daß der Leuchter wieder wie früher benutzt werden soll, so will ich dir deine menschliche Gestalt zurückgeben, und niemand soll erfahren, daß du ein Jahr lang Esel gewesen bist.“

Mit einem mehr als zehnfachen weithinschallenden „J—a“ bekräftigte der Esel sein Versprechen und hielt geduldig still, als ihm der Derwisch mit einem Zauberspruche eine Priese aus der Wunderdose in die Nase schob. Es folgte ein kräftiges Niesen, und augenblicklich verwandelte sich der Esel wieder in den Kadi, der den Derwisch unter Freudenthränen umarmte und das vorher ausgesprochene „J—a“ mit den heiligsten Beteuerungen bekräftigte.

Es vergingen nur wenige Tage, und die Einwohner der Stadt füllten wieder den Gerichtssaal. Der Kadi fällte seine Urtheile mit Hilfe des Leuchters, so wie es Recht und Gerechtigkeit verlangten, und niemand konnte sich über den Richter beklagen. Jeder Bestechungsversuch wurde ernstlich bestraft, und böse und betrügerische Menschen wagten keine Klage mehr anhängig zu machen. Jedenfalls wurde der Kadi durch das öftere Erscheinen des Derwisches im Gerichtssaale in seinen guten Grundsätzen befestigt, und die Furcht vor neuer Strafe mochte nicht wenig dazu beitragen, daß lange Zeit hindurch weder der Leuchter aus dem Gerichtssaale verschwand, noch auch ein ungerechtes Urtheil erfolgte.

Als aber der Derwisch plötzlich aus blieb und damit die Furcht vor Strafe zu schwinden begann, wurde der Kadi in seinen Grundsätzen wieder schwankend, und es währte nicht lange, so flüsterten sich die Bösewichte einander ins Ohr, daß das Recht von neuem für Geld käuflich sei. Die Bestechungsversuche wurden bald er-

neuert, und eines schönen Tages fällte der Kadi trotz des Leuchters und des brennenden Lichtes ein Urtheil, wie es ungerechter kaum sein konnte. Das letzte Wort war jedoch kaum von ihm ausgesprochen, so erlosch die Kerze und fiel zu Boden, und aus der Höhlung im Leuchter sprang ein kleines Männchen empor, das schnell zum Riesen heranwuchs und mit dem Kopf bis an die Decke des Saales reichte. Mit einem derben Griff hatte der Hüne den Kadi beim Kragen und blente ihn mit einem tüchtigen Knüttel so lange, bis er um Gnade und Erbarmen bat.

Wenn die Bestrafung des ungerechten Richters damit ihren Abschluß gefunden hätte, so hätte dieser noch von Glück nachsagen können; aber es sollte noch schlimmer kommen. Der Riese mochte nach den gemachten Erfahrungen eine Besserung des Kadi wohl nicht mehr für möglich halten und hob deshalb mit lauter Stimme an:

Du hast beim Gericht
Verspottet das Licht,
Das dir ward gegeben,
Um dir bei dem Streben
Nach Wahrheit und Recht
Zu dienen als Knecht.

Als lichtschene Gule
Im Dunkeln drum weile
Bei Tage fortan,
Bis einstens der Meister
Hervorrufft die Geister
Und hält das Gericht
Beim helleren Licht!

Sofort schrumpfte der Kadi zusammen; die Nase verschwand aus dem Gesicht; der Mund formte sich zum krummen Schnabel, die Arme wurden zu Flügeln, und der Körper bedeckte sich mit dichtem Gefieder. Die Gule war fertig und verkroch sich vor dem blendenden Tageslicht in einem dunkeln Winkel. Ob der Kadi später vielleicht von dem Derwisch durch die Wunderdose wieder erlöst wurde, oder ob er noch als Gule in seinem Winkel hockt,

hat sich nicht ermitteln lassen, weil schon seit langen Jahren ein neues Gerichtsgebäude in Smyrna errichtet ist und selbst ältere Leute nicht mehr wissen, wo der ungerechte Kadi gewohnt hat.



Die sieben Schneidergesellen.

Es war einmal ein Schneider, der hatte sieben Söhne, aber selbst nur zwei Arme, mit denen er für die große Kinder-schar das tägliche Brot erwerben konnte. Er mußte darum zur Arbeit oft die Nacht zur Hülfe nehmen, wenn Schmalhans nicht Küchenmeister und Lumpenpeter nicht Kammerdiener sein sollte. Endlich war der älteste der Söhne aus der Schule entlassen, und obgleich er lieber in die weite Welt gegangen wäre, um dort sein Glück zu versuchen, so mußte er doch auf den Schneidertisch und vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit der Nadel sticheln. Im Laufe der Jahre wuchs einer der Söhne nach dem andern heran, und da der Meister stets dabei blieb, daß Handwerk einen goldenen Boden habe, so saßen schließlich alle sieben auf dem Schneidertische. Das wäre nun alles recht schön gewesen, wenn nur die Burschen nicht mit jedem Tage ein größeres Stück Brot und mit jedem Jahre einige Ellen Tuch mehr zum Kleide verlangt hätten. Die Zeiten, da der Meister gesagt hatte: „Hier ein Läppchen, da ein Läppchen giebt zuletzt ein Kinderkäppchen,“ waren längst vorüber, und wenn er jetzt auch noch so viele Läppchen in die Hölle warf, so wollten sie doch nicht einmal für ein Käppchen, viel weniger aber zu einem Röckchen für einen der großen Burschen reichen. Daneben mangelte es schließlich für die vielen Hände an Arbeit, und die

Not im Hause des Schneiders war jetzt größer, als da er noch allein gearbeitet und für die sieben hungrigen Mäulchen mitgesorgt hatte.

Als daher die Lehrzeit aller sieben Söhne beendet war, redete sie der Vater am Schluß der Woche also an: „Ihr werdet wohl schon selbst eingesehen haben, daß ich für euch alle auf die Dauer keine Arbeit habe, und daß ich höchstens noch einen oder zwei von euch würde beschäftigen können. Ich mag jedoch keinen bevorzugen und glaube auch, daß ich das tägliche Brot für mich allein leichter erwerbe, als wenn wir zu zweien oder dreien arbeiten und damit auch den Haushalt vergrößern. Darum sollt ihr beim Beginn der nächsten Woche sämtlich auf die Wanderschaft gehen und euer Glück in der weiten Welt versuchen. Da jedoch das Sprichwort sagt: „Einigkeit macht stark,“ so möchte ich euch den Rat erteilen, daß ihr euch nie von einander trennt und nur da in Arbeit tretet, wo ihr alle sieben Beschäftigung findet.“

Die Söhne waren über den Beschluß des Vaters hocheifrig, schnürten noch am selbigen Abend ihren Ranzen und verließen beim Beginn der nächsten Woche unter fröhlichem Gesange ihre Vaterstadt.

So lange die Sparpfennige noch reichten, wurde an Arbeit nicht gedacht. Es wurde nur die goldene Freiheit genossen und mit den Vögeln um die Wette gesungen und gejubelt. Als aber der letzte Heller verzehrt war und eines Morgens das gewohnte Frühstück fehlte, kratzte sich jeder verlegen hinter den Ohren, und gleich in der nächsten Stadt wurde jede Schneiderwerkstatt besucht und um Arbeit angefragt. Für einen oder zwei Gesellen hatte hier und da ein Meister wohl Arbeit; aber gleich sieben zusammen anzunehmen, dazu konnte sich keiner entschließen. Außerdem mochte auch wohl mancher vor den stämmigen Burschen erschrecken, die als Schneider ganz und gar aus der Art geschlagen waren und bei der vollen Schüssel jedenfalls ebenso gut ihren Mann stellten, wie der beste Grobbschmied. Wenigstens

fand sich unter den sieben Brüdern kein einziger, der das Bügel-
 eisen hätte in die Rocktasche stecken müssen, damit ihn der Wind
 nicht fortwehte.

So wie am Morgen das Frühstück gefehlt hatte, fehlte am
 Mittage die Hauptmahlzeit, und die sieben Gesellen schlichen
 hungrig und matt wieder zur Stadt hinaus. Betteln mochten
 sie nicht, und um den knurrenden Magen doch wenigstens einiger-
 maßen zu befriedigen, betraten sie einen großen Wald, der allem
 Anschein nach Bucheckern und Beeren in reicher Fülle bot.
 Sie hatten sich nicht getäuscht und erreichten wenigsten soviel,
 daß der grimmigste Hunger und Durst für den Augenblick ge-
 stillt wurde.

Doch was sollten sie nun beginnen? — Setzten sie ihren
 Weg nach der nächsten Stadt jetzt weiter fort, so langten sie
 dort erst nach einbrechender Nacht an. Arbeit war dann nicht
 mehr aufzufuchen, und ohne Geld öffnete sich ihnen keine Her-
 berge. Ein Nachtlager im Walde war aber jedenfalls einem
 solchen auf dem Straßenpflaster vorzuziehen, und wenn der nächste
 Morgen kam, gab es zum Frühstück wenigstens wieder Bucheckern
 und Beeren. — Der Entschluß zum Bleiben war leicht gefaßt
 und ein mit Moos bewachsener Rasenplatz ebenso leicht aufge-
 funden.

Die Sonne begann unter den Gesichtskreis zu sinken, und
 die Brüder wollten sich eben zur Ruhe niederlegen, da schritt
 ein altes Mütterchen durch den Wald, das eine schwere Bürde
 Reisig auf dem Rücken trug und sich nur mühsam an einem
 Krückstocke fortschleppte.

„Heda Frauchen,“ rief einer der Brüder mehr aus Ueber-
 mut, als aus einem sonstigen Grunde, „wo soll denn die Reise
 noch am späten Abend hingehen?“

„Nach Hause!“ lautete die kurze Antwort. „Doch was
 treibt ihr denn jetzt noch hier im Walde? Ihr wollt doch
 wohl nicht dort unter dem Eichenbaume euer Nachtlager auf-
 schlagen?“

„Wenn Ihr nichts dagegen einzuwenden habt,“ entgegnete der Bursche, „so werden wir das allerdings thun; denn die nächste Stadt könnten wir vor Mitternacht nicht erreichen, und wenn wir dort anlangten, würde uns der Herbergsvater doch kein Nachtlager bewilligen, weil wir, kurz gesagt, keinen Heller Geld mehr in der Tasche haben. Wenn Ihr uns aber vielleicht in Euerm Häuschen ein besseres Nachtlager als das hier unter dem Eichbaume bewilligen wollt, so würden wir das gern annehmen und uns auch dankbar dafür erweisen. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir sieben Brüder und alle Schneider sind, und daß wir zum Dank Euch gern die Löcher in Euerm Kleide flicken würden.“

„Sieben Brüder und alle Schneider!“ rief die Alte verwundert aus. „Nun, das käme mir gerade gelegen, und wenn ihr eine Woche für mich arbeiten wollt, so sollt ihr nicht allein ein gutes Nachtlager und Speise und Trank in Hülle und Fülle haben, sondern ich gebe euch auch noch einen Wochenlohn, wie ihn kein Meister in der Stadt zahlt. Bevor ich euch jedoch in Arbeit nehme, müßt ihr erst eine Probe eurer Kunstfertigkeit ablegen, und wenn diese zu meiner Zufriedenheit ausfällt, so erhaltet ihr Beschäftigung, wenn nicht, so wandert ihr weiter, und was ihr bis dahin bei mir verzehrt habt, soll euch geschenkt sein.“

„Topp,“ sagten die Brüder, „damit sind wir einverstanden, und die Löcher in Euerm Kleide flicken wir umsonst; dabei bleibt es.“

Die Alte führte nun die sieben Gesellen zu einem mitten im Walde gelegenen Häuschen, dessen innere Einrichtung zwar nicht von großem Reichtum, aber doch immerhin von einiger Wohlhabenheit der Besitzerin zeugte.

Auf dem Herde siedete und brodelte es in verschiedenen Töpfen und Pfannen, und durch das ganze Haus zog ein so herrlicher Bratengeruch, daß den Brüdern schon jetzt das Wasser im Munde zusammenlief. Die Abendmahlzeit fiel denn auch

über alle Erwartung glänzend aus, und es fehlte sogar nicht an einem Krüge Wein. Auch das Nachtlager ließ nichts zu wünschen übrig, und jeder Geselle erhielt sein eigenes weiches Daunenbett.

Als am nächsten Morgen das Frühstück verzehrt war, führte die Alte die Gesellen vor die Hausthür und sagte, indem sie auf einen Eichbaum zeigte: „So Burschen, jetzt sollt ihr euer Probestück machen. Die Blätter des Baumes haben mir schon lange nicht mehr recht gefallen; sie sind mir zu schlicht und zu unregelmäßig gesäumt, und darum sollt ihr in jedes Blatt eine Quetschfalte legen und ringsherum einen neuen Saum machen.“

Die Gesellen waren dazu sofort bereit, zogen Nadel, Zwirn und Fingerhut hervor und kletterten wie Eichkätzchen in den Baum. Nur der jüngste, der einen für einen Schneidergesellen allzu großen Leibesumfang hatte, bemühte sich vergebens, den übrigen zu folgen und sah sich verlegen nach einer Leiter um.

„Mache nicht so lange Umstände,“ rief die Alte in barschem Tone, „steige auf meine Schultern, und ich werde dich bis zu den untersten Ästen emporheben.“

Der Gesell folgte dem Befehle und fühlte sich plötzlich so hoch emporgehoben, daß er glaubte, die Alte wachse bis in den Himmel hinein. Es begann ihm zu schwindeln, und in seiner Angst ergriff er mit beiden Händen den Kopf der Alten, um sich daran festzuhalten. Doch, o Schrecken, der Kopf saß nicht fest auf dem Rumpfe; der Gesell schwankte und fiel mit lautem Aufschrei zu Boden. In seinen Händen hielt er noch den Kopf, der aber nicht mehr ein Menschen-, sondern ein Kahlkopf war. Vor ihm stand die kopflose Alte, die mit beiden Händen am Boden umhertastete und nach ihrem verlorenen Haupte suchte. Der Gesell war gutmütig genug, ihr den Kahlkopf darzureichen, und sofort setzte sie ihn auf den dünnen Hals und erschien wieder als eine mit einem Menschenkopfe ausgestattete alte Frau.

„Einfältiger Bursche,“ rief sie dann erzürnt aus, „du bist zu nichts gut, als zum Essen und Trinken, und Schneiderarbeit kann ich dir nicht geben. Damit du aber wenigstens die Kost verdienst, so gehe dort in den Stall. Ich habe da sieben Geislein, denen bringe ihr Futter.“

Der Gesell schlich beschämt davon, griff einen Arm voll Heu und betrat damit den Stall. Doch wie erschrocken er, als ihm die Geislein mit kläglichem „Meck, meck,“ entgegensehnten und ihm Vorwürfe darüber machten, daß er ihnen den Kohlkopf nicht als Futter gebracht habe.

„Wir sind,“ sprach eines der Geislein, welches das älteste zu sein schien, „sieben Schwestern und Töchter eines mächtigen Königs. Die alte Hexe hat uns aus Rache gegen unsern Vater in Geislein verzaubert und hält uns jetzt schon seit sieben Jahren hier in diesem Stalle gefangen. Sie glaubt, uns mit ihrem Zaubermittel auch die menschliche Sprache geraubt zu haben, und wir haben sie in ihrem thörichten Wahne absichtlich belassen; allein, wie du siehst, ist ihr das böse Vorhaben nicht ganz gelungen, und wenn wir nur einmal ins Freie gelangt wären, würden wir schon längst vorübergehende Menschen um Hülfe angerufen haben. Bis zum vorigen Frühjahr wußten wir noch nicht, auf welche Weise wir die menschliche Gestalt wiedergewinnen könnten; da wollte es der Zufall, daß die Alte eines Tages ihr Zauberbuch hier im Stalle liegen ließ. Neugierig, wie die Ziegen alle sind, blätterten wir in dem Buche herum und fanden zu unserer großen Freude darin vermerkt, daß der Kopf der Alten eigentlich ein Kohlkopf sei, und daß wir durch Verspeisen desselben unsere menschliche Gestalt zurück erhalten würden. Wir machten seitdem mehrmals den Versuch, der Alten den Kopf vom Rumpfe zu reißen, waren aber zu schwach dazu, weil uns die Hörner fehlten. Wir wurden mit Schlägen zurückgewiesen und erhielten außerdem zur Strafe von da an nur das halbe Futter.“

„Ihr armen Geislein!“ sagte der Bursche. „Wenn die

Sachen so liegen, so soll euch bald geholfen sein. Ich werde der Hexe noch heute den Kohlkopf vom Kumpfe reißen und ihn euch als Futter bringen."

"Nein, nein," riefen alle wie mit einer Stimme, „das würde uns nichts nützen. Unsere Schwester hat nämlich ganz vergessen, dir zu sagen, daß die Entzauberung nur zur Zeit des Vollmonds geschehen kann, und heute steht der Mond im ersten Viertel. Wir müssen uns deshalb noch acht Tage gedulden, und bis dahin nehmt euch nur in acht, daß euch die alte Hexe nicht etwa in Ziegenböckchen verzaubert; denn gute Absichten hat sie mit euch keinesfalls. Eßt nur keine Pflaumen, wenn sie euch solche anbietet, und gebt, damit sie keinen Verdacht schöpft, vor, daß ihr überhaupt keine Freunde von Obst seid."

Der Bursche versprach, die Warnung zu beachten und verpflichtete sein Wort, daß er zur Zeit des Vollmonds, wie es sich für einen tapfern Schneidergesellen ziemt, den Angriff auf den Kohlkopf der alten Hexe unternehmen werde.

Inzwischen hatten die übrigen Brüder fleißig gearbeitet. In jedes Blatt war der Länge nach eine Quetschfalte gelegt, und die Säume waren so sauber eingeschlagen und eingenaht, daß die Alte über das Probestück ihre vollkommene Zufriedenheit aussprach.

Als am nächsten Morgen das Frühstück verzehrt war, brachte die Alte ein Stück himmelblaue Seide und ein Stück feines schwarzes Tuch zum Vorschein und beauftragte die Gesellen, daraus je sieben Kleider zu fertigen. „Ich habe nämlich," sagte sie, „in meinem Stalle sieben Geislein, die beständig darüber klagen, daß es ihnen in ihrem dünnen Röcklein zu kalt sei. Das Jammern und Stöhnen der dummen Dinger mag ich nicht mehr länger anhören, und deshalb soll jetzt jedes von ihnen zu dem Röcklein auch noch ein Kleid erhalten. Zu den sieben Geislein beabsichtige ich in den nächsten Tagen auch noch sieben Ziegenböckchen anzuschaffen, und damit diese nicht gegen jene zurückstehen, so soll jedes von ihnen von dem Tuche einen

schwarzen Frack haben. — Nun seid fleißig, damit die Kleider nach acht Tagen fertig sind, und bemüht euch, die verlorene Arbeitskraft eures jüngsten Bruders, der sein Probestück nicht geliefert hat, durch vermehrten Eifer zu ersetzen."

Die sechs Gefellen stichelten nun darauf los, daß des Abends die Nadeln heiß waren, und lebten übrigens herrlich und in Freuden. Es gab gebratene Tauben, Hühner, Enten, und Gänse im Ueberfluß, und mit dem Weine kargte die Alte so wenig, daß der Krug nie leer wurde. Wer so freigebig war, konnte nach der Ansicht der sechs Brüder unmöglich böse Hintergedanken haben, und sie verlachten deshalb nicht nur die Warnungen des Jüngsten, sondern verspotteten ihn sogar als einen Träumer und Geistesfehler.

Als die Kleider am Abend des siebenten Tages bis auf den letzten Stich fertig waren, richtete die Alte ein großes Gastmahl an und versprach, den Lohn am nächsten Tage auszu zahlen. Es kamen Braten, Fische, Torten und alle nur möglichen Leckereien und zu guter Letzt neben Äpfeln und Birnen auch prachtvolle Pflaumen auf den Tisch. Die Brüder ließen sich alles wohl schmecken, und die sechs ältesten aßen auch von den Pflaumen, jedoch weniger aus Verlangen nach den kostbaren Früchten, als um dem jüngsten zu zeigen, daß sie seine Warnung verachteten.

Der Alten fiel es sofort auf, daß gerade derjenige der Brüder, der nicht mitgearbeitet, aber bei dem Tische immer den größten Hunger und Durst gezeigt hatte, die dargebotenen Früchte verschmähte, und mit freundlichster Miene fragte sie ihn deshalb, ob er nicht auch einige der prächtigen Pflaumen kosten wolle.

"Ich muß dafür danken," gab er zur Antwort, "denn ich liebe das Obst überhaupt nicht, weil ich mich nach dem Genuße desselben gewöhnlich unapfänglich fühle."

"Das bedauere ich," sagte die Alte, "denn es ist kein Zeichen einer guten Gesundheit, wenn ein junger Bursche in deinen Jahren nicht einmal einige Pflaumen vertragen kann. Damit

du aber gegen deine Brüder nicht zu kurz kommst, so nimm dafür dieses Törtchen, das mit kräftigen Gewürzen zubereitet ist und deinen schwachen Magen stärken wird."

Der Bursche, der sich nur vor den Pflaumen fürchtete, war unvorsichtig genug, das ihm so hämisch angebotene Törtchen anzunehmen und bemerkte zu spät, daß es inwendig mit Pflaumen ausgefüllt war. Zornig warf er den Rest zu Boden und erklärte der Alten rund heraus, daß er ihr den ihm gespielten Schabernack vergelten werde.

"Hi, hi, hi," kicherte die Alte, „du willst mir meine Güte vergelten? — Nun, das soll mich freuen; du mußt dich dann nur etwas damit beeilen; denn wie du wohl weißt, geht unser Vertrag mit dem heutigen Tage zu Ende."

Die sechs älteren Gesellen lachten und blieben noch vergnügt beim Weinkrüge sitzen, der siebente aber erhob noch einmal drohend die Faust und suchte, mißmutig über den ihm gespielten Betrug, sein Nachtlager auf.

Wie lange das fröhliche Gelage in die Nacht hinein gedauert hatte, mußte wohl außer der Alten niemand zu sagen, und keiner der Teilnehmer würde sich darüber gewundert haben, wenn er sich am nächsten Morgen beim Erwachen unter dem Tische gefunden hätte. Allein die Alte hatte sämtlichen sieben Brüdern ein anderes Nachtlager bereitet, denn als sie mit der aufgehenden Sonne die Augen aufschlugen, sahen sie sich im Ziegenstalle gebettet und waren zu ihrem großen Erschrecken in Ziegenböckchen verzaubert. Die sieben Geislein begrüßten sie mit einem kläglichen Mäckern, dessen Bedeutung sie jetzt ebenso gut verstanden, wie früher die menschliche Sprache. Die sechs älteren Brüder bedauerten jetzt zu spät, daß sie die Warnung des jüngsten in den Wind geschlagen hatten, und jammerten und wehklagten in der Ziegensprache so laut, daß schließlich sogar die sieben Geislein über das neue Unglück Thränen vergoßen. Waren doch auch die Ziegenböckchen noch mehr zu bedauern, als sie selbst; denn die sechs ältesten hatten von den Pflaumen soviel

genossen, daß sie sogar die menschliche Sprache verloren hatten, und nur dem jüngsten war sie geblieben.

Der vorher so sehr Verspottete hatte aber auch am meisten die ruhige Besonnenheit bewahrt und suchte die übrigen mit dem Versprechen zu trösten, daß die Verzauberung spätestens am nächsten Tage wieder gelöst sein werde. „Thut nur, was ich euch sage,“ redete er die Brüder an, „und unser jehiges Unglück wird sich sehr bald in großes Glück verwandeln. Unsere Entzauberung kann nur zur Zeit des Vollmonds erfolgen, und da dieser erst morgen früh eintritt, so müssen wir uns bis dahin einstweilen in Geduld schicken und alles zu vermeiden suchen, was bei der Alten Verdacht erregen könnte. Wenn uns die alte Heze nachher Futter bringt, so mäckert ihr freundlich entgegen und gebt euch den Anschein, als ob ihr gar nichts anders wüßtet, als daß ihr zeitlebens Ziegenböckchen gewesen seid.“

Böckchen und Geislein versprachen dieser Weisung Folge zu leisten und hielten auch pünktlich ihr Wort. Denn als die Alte bald darauf mit einem Arm voll Heu in den Stall trat, mäcker-ten sie ihr alle freundlich entgegen und rieben schmeichelnd den Kopf an ihren Kleidern.

„Hahaha!“ rief die Heze lachend aus, „habe ich es doch immer gedacht, daß euch Geislein nichts weiter zu eurem Glücke fehlte, als Gesellschaft; und die Böckchen sind so munter, wie ich es kaum für möglich gehalten hätte; das macht jedenfalls das lustige Schneiderblut. Dabei sind sie sich untereinander so ähnlich, daß ich nicht einmal den jungen Naseweis wieder herauszufinden vermag, der mir meine Güte so freundlich vergelten wollte. Nun, mag es ihm für diesmal noch hingehen; er ist ja für seinen Borwitz so schon hinlänglich bestraft und wird seinen Magen mit Obst und Torten nicht mehr verderben.“

Die Alte sah noch einige Zeit mit Vergnügen zu, wie die Böckchen und Geislein an dem Heu herum schnupperten, und verließ dann höhniisch lächelnd den Stall wieder.

Wie wenig ein Verdacht bei ihr rege geworden war, zeigte

sich schon darin, daß sie nach kaum einer Stunde zurückkehrte und die von den sechs Gesellen gefertigten Kleider ihren Pflegebefohlenen mit dem Bemerkten übergab, daß sie fortan über Kälte nicht mehr zu klagen haben sollten. Die Geislein jubelten mit einem fast endlosen Mäckern über die schönen himmelblauen Kleider, und die Böckchen prüften mit Kennermiene die Feinheit des Tuches und die Sauberkeit der Arbeit an ihren Fracks. Alle zeigten sich befriedigt, und als die Alte den Stall wieder verlassen hatte, eröffneten Böckchen und Geislein einen muntern Reigen und tanzten bis zum hellen Morgen.

Bei dem Scheine des Vollmondes, welcher die ganze Nacht klar am Himmel gestanden hatte, hatten sie gar nicht bemerkt, daß die Sonne längst aufgegangen war, und so geschah denn auch das Unerwartete, daß sie von der Alten beim Tanzen überrascht wurden. Wirbelnd drehten sich die Paare weiter, und die Hexe, welche ihr Heubündel von sich geworfen hatte und mit dem Knittel dazwischen fahren wollte, geriet in den allgemeinen Strudel und war, ehe sie sich dessen versah, zu Boden gerissen. Augenblicklich hörte der Tanz auf, und alle wichen aus Furcht vor Strafe erschrocken zurück. Nur das jüngste Böckchen bewahrte seine Kaltblütigkeit und zeigte, daß eine tapfere Schneiderseele in ihm wohne. Es nahm, wie das die Böckchen zu thun pflegen, einen tüchtigen Anlauf, senkte den Kopf und fuhr mit den Hörnern so gewaltig auf die Alte los, daß ihr beim ersten Stoß der Kopf wackelte und beim zweiten als Kahlkopf durch den Stall rollte.

Jetzt oder nie, hieß es nun von allen Seiten, und Böckchen und Geislein fielen mit solcher Hast über den Kahlkopf her, daß der letzte Rest schon verschwunden war, bevor die Alte nur einmal mit den Händen nach ihrem verlorenen Eigentum am Boden umhertasten konnte. Es war eigentlich ein Glück für sie, daß sie keine Augen mehr hatte; denn wenn sie gesehen hätte, daß die sieben Geislein wieder sieben schöne Prinzessinnen und die Böckchen wieder sieben muntere Schneidergesellen geworden

waren, so hätte sie sich wahrscheinlich zu Tode geärgert. So aber glaubte sie noch immer, daß sie noch Böckchen und Geislein um sich habe, und daß diese sich nur über das ihr widerfahrene Mißgeschick freuten. Sie ahnte nicht im entferntesten, daß der Kohlkopf längst verzehrt war, und tastete noch immer am Boden umher, als die Prinzessinnen mit den Schneidergesellen den Stall bereits verlassen und die Thür von außen verschlossen hatten.

Die glücklich Befreiten feierten in dem Hause der Hexe den errungenen Sieg durch ein köstliches Gastmahl, bei dem die allgemeine Fröhlichkeit durch nichts weiter gestört wurde, als durch die unangenehme Wahrnehmung, daß die Schneidergesellen ihren Ziegenbart behalten hatten. Aus Artigkeit gegen die Geislein hatten sie diesen den Löwenanteil am Kohlkopfe überlassen, und so war denn das mißliche Geschick nicht ausgeblieben, daß ihre eigene Verwandlung nicht ganz vollständig stattgefunden hatte. Sie trösteten sich aber bald mit den Gedanken, daß der umgekehrte Fall noch schlimmer gewesen wäre, und daß die Prinzessinnen ein Ziegenbart ziemlich verunziert haben würde.

Nachdem man beschlossen hatte, die Hexe ihrem Schicksale zu überlassen, rüstete man sich zur Mittagszeit zum Aufbruche. Die Prinzessinnen wollten an den Hof ihres Vaters zurückkehren, und die Gesellen als ihre Befreier sollten sie dorthin begleiten. Die Reise ging glücklich von statten, und die längst verloren Geglaubten wurden von dem alten Könige mit solchem Jubel begrüßt, daß die Festlichkeiten am Hofe acht Tage und acht Nächte hindurch nicht unterbrochen wurden. Die Schneidergesellen wurden als Befreier der Prinzessinnen vom Könige so hoch geehrt, daß er sie sämtlich zu Prinzen machte und jedem eine Prinzessin zur Gemahlin gab. Nadel und Zwirn wurden beiseite geworfen und nur das Bügeleisen blieb in Ehren. Warum? — ist nie an das Tageslicht gekommen. Ob die Angabe einiger Höflinge, daß die Prinzen mit demselben ihren Gemahlinnen später etwa auftretende Runzeln aus dem Gesicht bügeln wollten, auf Wahrheit beruht, läßt sich wohl schwerlich entscheiden.

Der Glücklichste von allen war unstreitig der alte Schneidermeister, der jetzt seine alten Tagen wie ein Prinz am königlichen Hofe verlebte und sich mit nicht geringem Stolge den Begründer des Glückes seiner Kinder nannte. Denn, sagte er, mein Wort „Einigkeit macht stark“ und meine Ermahnung, daß sie sich nie von einander trennen sollten, hat einzig die guten Früchte gezeitigt.



Die Heinzelmännchen.

Ein reicher Hofbauer hatte einen einzigen Sohn, der sich schon in der Wiege ganz absonderlich von andern Kindern unterschied. Er schrie niemals, bekam schon mit drei Monaten die ersten Zähne und hatte nach Ablauf des ersten Jahres einen Bart, um den ihn mancher zwanzigjährige Jüngling beneiden konnte. Mit dieser frühzeitigen körperlichen Entwicklung hielt jedoch die geistige keineswegs gleichen Schritt. Kunz, wie er in der Taufe genannt war, schlief in den ersten Jahren bei Tag und bei Nacht und erwachte nur, wenn sich der Magen meldete. Von Sprechenlernen konnte deshalb so bald keine Rede sein, und als Kunz im fünften Jahre endlich seine Zunge in Bewegung setzte, sprach er nicht wie andere Kinder zuerst Papa und Mama, sondern Butterbrot, Wurst, Schinken und Bier waren seine ersten Worte. Der Hofbauer war über das Wunderkind hoch erfreut und beschenkte trotz seiner sonst stets bewiesenen Sparsamkeit eine alte Zigeunerin, welche dem Knaben eine glänzende Zukunft vorherverkündigt hatte, mit einer Handvoll harter Thaler.

Soweit wäre alles gut gewesen, und Kunz hätte sich wohl über sein Schicksal nie beklagt, wenn es nicht plötzlich geheißen

hätte, der Bursche muß vom Beginne der nächsten Woche an in die Schule, um wenigstens soviel lesen, schreiben und rechnen zu lernen, daß er später bei der Einnahme der Zinsen von den Schuldnern nicht betrogen wird.

Die Schule war insolge der Erzählungen anderer Knaben für Kunz schon lange ein Schreckgespenst gewesen und wurde für ihn eine wahre Folterkammer, als er sie erst besuchte. Das *i* mit dem Strich hinauf, Strich herunter, Strich hinauf, oben Pünktchen drauf, wollte durchaus nicht in seinen Kopf; die Hand weigerte sich, einen graden Strich auf die Schiefertafel zu machen, und daß ein Apfel und ein Apfel zusammen zwei Äpfel seien, ließ sich selbst durch Zählen an den Fingern nicht ausrechnen. In den ersten Tagen versuchte der Lehrer den Geist des Knaben durch Rosen und Mandeln zu wecken und verschwendete daneben unzählige freundliche Worte; als dieses aber alles nichts half, begann der Stab „Wehe“ seine Herrschaft und brachte auch soviel zuwege, daß Kunz mit dem vierzehnten Jahre notdürftig seinen Namen schreiben konnte und auch wußte, daß zweihundert Thaler jährlich acht Thaler Zinsen einbringen mußten, wenn hundert Thaler vier Thaler einbrachten.

Die Freude war groß, als der gequälte Kunz endlich aus der „Folterkammer“ entlassen wurde und nun das Recht hatte, bis mittags zu schlafen und die Nachmittage und die halben Nächte im Wirtshaus zuzubringen. Ob ihm der Hofbauer gerade das Recht dazu einräumte, mag dahingestellt bleiben; aber vorläufig ließ er das hoffnungsvolle Söhnchen gewähren und gab ihm auch in der Freude über die in der Schule erzielten guten Erfolge ein reichliches Taschengeld. Als jedoch im Herbst die Äcker bestellt werden mußten und die Arbeitskräfte zu fehlen begannen, wurde Kunz eines Tages mit der unerwarteten Mitteilung überrascht, daß er vom nächsten Morgen an in die Stelle eines ausgeschiedenen Knechtes einzutreten habe und fortan wie die andern pflügen, düngen, säen und eggen müsse. „Wenn der Hof,“ sagte der Hofbauer, „nach meinem Tode nicht zu Grunde

gehen soll, so ist es jetzt die höchste Zeit, daß du etwas von der Landwirtschaft lernst und morgens mit den Hühnern aufstehst und die Abende nicht im Wirtshause, sondern im Kuh- und Pferdestall zubringst."

Kunz war von den Worten seines Vaters gerade nicht sehr erbaut. Aus Verdruß trank er am Abend einige Schöppchen über den Durst und träumte am nächsten Morgen noch recht süß, als die Hühner schon längst auf dem Hofe umherliefen und laut gackernd verkündigten, daß sie bereits ihre Schuldigkeit gethan und ein Ei gelegt hatten. Der Hofbauer verstand jedoch, wenn es sich um Arbeit handelte, keinen Spaß, und so wurde denn Kunz unter Schimpfen und Toben aus dem Bette getrieben und mußte ohne Frühstück mit dem Pfluge auf den Acker ziehen. — Das war ein schlechter Anfang, der aber gegen die nun folgende Arbeit bald völlig in den Hintergrund trat. Die Pferde ließen sich nur schwer lenken, der Pflug ließ sich noch schwerer heben und an den Wendepunkten herumwerfen, und das Vorwärtsschreiten in dem weichen Boden und der fußtiefen schmalen Furche überstieg denn doch eigentlich alle menschlichen Kräfte. Als daher die erste Furche gezogen war, trampelte Kunz die Erdklumpen von den Füßen, ließ die Pferde von der schweren Arbeit ausruhen und streckte sich selbst auf den Ackerain nieder, um die in der Frühe verlorene Stunde Schlaf nachzuholen.

Die Sonne hatte bereits ihren Höhepunkt erreicht, als er erwachte und zu seinem Schrecken die Pferde nicht mehr neben sich stehen sah. Verzweifelt rang er die Hände und wollte schon in die weite Welt hinauslaufen, um der zu erwartenden Strafe zu entgehen; da sah er zu seiner Vermunderung, daß der Acker bis auf einen schmalen Streifen von ein oder zwei Furchen bereits umgepflügt war, und daß die beiden Pferde mit dem Pfluge vom andern Ende her auf ihn zukamen und die Furchen anscheinend ohne jede Leitung so gerade zogen, als wenn sie vom Großknecht geführt würden. Sein Erstaunen stieg noch mehr, als er wahrnahm, daß die Pferde von einem winzigen Zwerge am

Zügel geleitet wurden, und daß ein zweites kleines Männchen den Pflug mit leichter Mühe emporhob und herumwarf.

Wahrscheinlich sind das ein paar Heinzelmännchen oder Wichtelmännchen, dachte Kunz, und wie ich immer gehört habe, darf man die von vornherein nicht verwöhnen, wenn man sich ihre ferneren Dienste sichern will. Er rief ihnen deshalb in ziemlich barschem Tone zu: „Was habt ihr auf unserm Acker und mit unsern Pferden zu schaffen, und wer hat euch als Knechte gedungen?“

„Gefällt dir unsere Hilfe nicht,“ antworteten die Zwerge wie mit einer Stimme, „oder haben wir die Arbeit nicht gut gemacht? — Sieh dir nur die von uns gezogenen Furchen an und sage selbst, ob der tüchtigste Großknecht besser zu pflügen vermag. Und dann bedenke auch, wie sanft du geschlafen hast, während wir deine Arbeit verrichteten und die Pferde vor jedem Unfall bewahrten.“

„Das ist alles wohl wahr,“ entgegnete Kunz jetzt schon im freundlichen Tone; „aber man kennt euch Heinzelmännchen oder was ihr sonst seid und weiß zu gut, daß ihr später mit Lohnforderungen kommt, die zu eurer Arbeit in gar keinem Verhältnis stehen. Ich habe mir sagen lassen, daß schon mancher arm, aber noch keiner reich durch eure Hilfe geworden sei.“

„Verleumdung, nichts als Verleumdung!“ riefen die beiden winzigen Kerlchen. „Wir beanspruchen niemals Lohn, weil wir mit eurem Gelde gar nichts anzufangen wissen und Gold und Silber in unsern unterirdischen Schatzkammern selbst in Überfluß haben. Wir lieben es nur, wenn sich die Menschen für unsere Hilfe dankbar erweisen, und sind schon gern zufrieden, wenn wir von jedem Acker eine einzige Roggenähre erhalten. Gegen ein solches kleines Geschenk sind wir gerne bereit, täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend für dich zu arbeiten, und du wirst dich in wenigen Tagen davon überzeugen, daß wir in allen ländlichen Arbeiten mehr leisten als ein paar Großknechte.“

„Eine Roggenähre von jedem Acker!“ rief Kunz lachend

ans. „Nun, weiter könnt ihr die Bescheidenheit wirklich nicht treiben, und das geringfügige Geschenk soll euch gern bewilligt sein. Ihr müßt dann aber jeden Morgen und jeden Nachmittag am Plaze sein und dürft euch vor keinem Menschen, namentlich aber nicht vor meinem Vater sehen lassen.“

Die Zwerge versprachen, alle Wünsche zu erfüllen, pflügten schnell noch die letzte fehlende Furche und waren dann spurlos vom Acker verschwunden.

Als der Hofbauer am Mittage vernahm, was sein Sohn geleistet haben wollte, glaubte er seinen Ohren nicht trauen zu dürfen und eilte sofort selbst auf das Feld, um sich von der geschehenen Arbeit mit eigenen Augen zu überzeugen. Er staunte über den Fleiß und die Geschicklichkeit seines Sohnes und fiel diesem bei der Rückkehr nach Hause mit Freudenthränen um den Hals. Er nannte ihn ein Glückskind und einen Tausendkünstler und wußte des Lobens und Ruhmens kein Ende. — Nunz war schamlos genug, das unverdiente Lob wie etwas selbstverständliches hinzunehmen, und schmunzelte recht vergnügt, als ihm der Vater erklärte, daß sein Tagewerk für heute beendet sei, und daß er sein Taschengeld verdoppelt, damit er sich nach der schweren Arbeit auch einen vergnügten Abend machen könne.

Nunz verlebte nun Tage, wie sie ihm erwünschter nicht sein konnten. Der Hofbauer ließ ihn des Morgens schlafen, so lange er wollte, weil der „fleißige Sohn“ in den wenigen Stunden Arbeitszeit immer noch doppelt soviel leistete als jeder Knecht während des ganzen Tages. Kam er aufs Feld, so standen die Zwerge schon bereit, um ihm die Pferde mit dem Pfluge oder der Egge abzunehmen und sofort ihr Tagewerk zu beginnen. War das Wetter schön, so streckte er sich auf dem Felddrain nieder und verträumte die Zeit bis zum Abend, war es schlecht, so ging er in das nächste Wirtshaus und zechte so lange, bis die Pferde wieder in den Stall gebracht werden mußten.

Als das Frühjahr kam, stand das Getreide gerade auf denjenigen Äckern, welche Nunz im Herbst bearbeitet hatte, in ip-

pflügster Pracht und versprach eine Ernte, wie man sie auf dem Hofe noch nicht erlebt hatte. Im Sommer standen die Halme so dicht, daß kaum eine Kornblume zwischen ihnen Platz finden konnte, und die Ähren hingen so schwer herab, daß man auf einen hundertfältigen Ertrag rechnen konnte. Trotzdem mußte der Hofbauer im Herbst die unangenehme Erfahrung machen, daß seine Scheunen bei weitem nicht so gefüllt waren als in früheren schlechteren Jahren, und daß später der Erdrusch um mehrere hundert Scheffel gegen die gehegten Erwartungen zurückblieb. Der geringe Ertrag ließ sich kaum anders erklären, als daß ein Teil der Frucht schon auf dem Felde gestohlen war, und der Hofbauer hatte fortan ein scharfes Auge auf das Thun und Treiben seiner Knechte und Mägde. Aber sein Verdacht fand nach keiner Seite hin Bestätigung, und der geringe Erntertrag blieb unaufgeklärt.

Das nächste Jahr versprach wiederum einen reichen Erntesegen, und das Getreide stand womöglich noch üppiger als im Jahre vorher; als aber das letzte Fuder eingefahren war, waren die Scheunen kaum zur Hälfte gefüllt, und der Körnerertrag bestand in nicht viel mehr, als für Brot- und Saatkorn erforderlich war.

Der Hofbauer sann und grübelte und ließ das Korn zweimal, dreimal mit einem neuen Scheffel nachmessen; aber das Ergebnis blieb immer dasselbe, der Vorrat zeigte sich schließlich um keinen einzigen Scheffel größer.

Das dritte Jahr versprach noch mehr als seine beiden Vorgänger, und es konnte wohl niemand dem Hofbauer verdenken, daß er diesmal, möge es auch kosten, was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen beschloß. Als das Korn geschnitten war, hielt er getreue Wacht und wanderte von einem Acker zum andern, um sein Eigentum vor Dieben zu schützen. Die Knechte standen ihm getreulich bei, und es hätte wunderbar zugehen müssen, wenn auch nur ein einziger Halm hätte entwendet werden können. — Mehrere Tage waren so unter steter Wachsamkeit

vergangen, und das Getreide war trocken genug, um am nächsten Morgen eingefahren werden zu können; da sah der Hofbauer am späten Abend im Mondlicht einen winzigen Zwerg über den Acker schreiten, der eine einzelne Ähre auf der Schulter trug und unter der geringen Last keuchte, als wenn er ein ganzes Fuder Korn auf dem Rücken geschleppt hätte.

„Heda, du kleiner Spitzbube,“ rief ihn der Hofbauer an, „wer hat dir erlaubt, die Kornähren von meinem Acker zu schleppen! Willst du das gestohlene Gut wohl sofort wieder niederlegen, oder soll ich dir das siebente Gebot erst mit dem Knittel einbleuen!“

Der Zwerg blieb erschrocken stehen und schien im ersten Augenblicke nicht recht zu wissen, ob er fliehen solle oder nicht; als er aber den Bauern mit erhobenem Knittel auf sich zukommen sah, warf er die Kornähre auf den Acker nieder und war dann spurlos verschwunden. Der Bauer lachte über den Zwerg und äußerte den Knechten gegenüber, daß ein solcher kleiner Dieb wohl nicht gefährlicher sein könne als eine Maus, und daß es ihm eigentlich leid thue, daß er dem winzigen Kerlchen seinen Raub wieder abgejagt habe. Er hückte sich dabei nach der Ähre, um sie wieder in eine der Garben zu stecken, schlug aber vor Verwunderung die Hände zusammen, als er sah, daß er sie nicht zu heben vermochte. Erst mit Hilfe zweier Knechte gelang ihm dies, und er steckte jetzt die Ähre nicht in eine Garbe, sondern ließ sie ganz allein auf einen Wagen laden und auf die Tenne fahren. Zwei kräftige Pferde hatten genug daran zu ziehen, und es waren drei Knechte erforderlich, um sie wieder abzuladen. Noch an demselben Abend wurde die einzelne Ähre ausgedroschen, und sie ergab nicht weniger als sieben Scheffel des allerbesten Kornes.

Jetzt ging dem Bauer ein Licht auf, wo sein Erntesegen in den letzten Jahren geblieben war, und er zog sofort mit seinen sämtlichen Knechten wieder auf das Feld, um auf die diebischen Erdmännchen, wie er sie nannte, Jagd zu machen und sie mit

Stumpf und Stiel vom Erdboden zu vertilgen. Jedes Mauseloch wurde untersucht und mit Steinen verstopft, und wo nur ein paar Grashältnchen zusammenstanden, wurde mit den Stöcken dazwischen geschlagen, um die etwa darin versteckten Erdmännchen herauszutreiben. Trotz aller Nachforschungen wurde jedoch keines gefunden, und der Bauer hielt mit seinen Knechten nochmals bis zum nächsten Morgen Wache.

Als man die nunmehr gesicherte Ernte einfahren wollte, und eben damit beschäftigt war, den ersten Wagen Getreide aufzuladen, erklang von allen Seiten aus den Garben ein leises Ächzen und Stöhnen, und eine Stimme rief im drohenden Tone:

Bauer, hör' zu,
Laß uns in Ruß!
Willig gieb her
Vom Acker die Ahr',
Die uns dein Sohn
Versprach einst als Lo.
Weil wir für ihn gepflüget, gesäet,
Gebüngel, geegget, gewalzet, gemähet,
Die Pferde gewartet, kurz, alles gethan,
Damit er konnt' geh'n auf der Lodderbahn!

Der Bauer war für den Augenblick wie versteinert und bemerkte nicht einmal, daß sich sein Sohn langsam zurückgezogen hatte und jetzt querselbein davontief. Erst als die Knechte ziemlich laut von Belobung des Faulenzers, reichlichem Taschengelde, Wirtshausbesuch und ähnlichen Dingen sprachen, erwachte er wieder zum Bewußtsein und winkte drohend mit der Faust hinter seinem Sohne her.

„Vorwärts,“ rief er sodann den Knechten zu, „ladet auf und laßt kein Helmchen auf dem Acker liegen. Mein Sohn hatte kein Recht, auch nur das Mindeste von meinem Eigentum zu verschenken oder als Lohn zu versprechen, und die nichtsnutzigen Kobolde haben nicht verdient, daß ihnen das erschlichene Versprechen gehalten wird, da sie es gerade gewesen sind, die den Burschen auf die Lodderbahn gebracht haben.“

Aus den Garben erklang ein höhnisches Gelächter, und die frühere Stimme antwortete:

Es war dein Sohn
Bruder Lieberlich schön,
Oh' er uns gekannt
Und Freunde genannt.
Wir ließen ihn schlafen,
Um später zu strafen
Die Faulheit, den Lug
Und schüden Betrug.

Der Bauer mochte sich wohl durch diese Antwort getroffen fühlen; denn er schwieg und verrichtete die Arbeit um so eifriger.

Kunz mit seinem bösen Gewissen ließ sich den Tag über vor seinem Vater nicht sehen und überlegte, ob es nicht geratener sei, das elterliche Haus zu verlassen, als die zu erwartende Strafe geduldig zu ertragen und für die Folge ein fleißiger Bursche zu werden. Bei seinem Gange zur Faulheit fiel ihm die Wahl nicht schwer, und er beschloß am nächsten Morgen in die weite Welt zu gehen. Der Tag begann jedoch kaum zu grauen, so stand der Hofbauer am Bette des Faulenzers und rüttelte ihn unsanft aus dem Schlafe auf.

„Du böser Bursche,“ redete er ihn an, „hast mich jahrelang belogen und betrogen, und ich bin obendrein so thöricht gewesen, daß ich dich durch ein reichliches Taschengeld noch für deine Faulheit belohnt habe. Das ändert sich von heute an alles; du wirst fortan stets an meiner Seite arbeiten und erhältst an Taschengeld nicht mehr, als daß du am Sonntag ein einziges Schöppchen trinken kannst. Und nun vorwärts an die Arbeit und nicht gefaulenzt, sonst möchte dir, so groß du auch schon bist, der Knüttel öfter auf dem Buckel tanzen, als dir lieb sein dürfte.“

Kunz mochte wollen oder nicht, er mußte gehorchen und gleich am ersten Morgen an der Seite seines Vaters ein Kohlstück mit dem Spaten umgraben. Der Schweiß rann ihm in Strömen vom Kopfe, und die Arme wollten ihm oft erlahmen; aber jedesmal, wenn er den Spaten nur auf Augenblicke ruhen

lassen wollte, erhob der Bauer drohend die Hand und holte aus, um zuzuschlagen. Am Abend sank Kunz erschöpft zusammen, und die Lust am Wirtshausbesuche war ihm vergangen.

So verlief ein Tag nach dem andern, und der bisher so faule Bursche lernte nicht nur arbeiten, sondern auch die Arbeit lieb gewinnen.

Im nächsten Frühjahre prangten die Felder bei weitem nicht in solcher Üppigkeit wie in den vorhergegangenen Jahren, und der Bauer machte ein recht mißmutiges Gesicht; als aber die Frucht im Herbst eingefahren war, zeigte es sich zu aller Verwunderung, daß die Scheunen fast zu klein waren, um den reichen Erntesegen zu fassen. Das Erstaunen stieg noch mehr, als man erst mit dem Dreschen des Getreides beschäftigt war; denn die Lücke in den Scheunen schien gar nicht größer zu werden, obgleich doch täglich eine große Menge Garben auf die Tenne gebracht wurden. Der Bauer schüttelte den Kopf und glaubte schließlich sogar, daß er das Rechnen verlernt habe. Er ließ das Korn wiederum wie früher mit einem neuen Scheffel mehrmals nachmessen, ohne jedoch ein anderes Ergebnis zu erzielen. Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen, und wenn nicht etwa die Heizelmännchen dabei die Hand im Spiele hatten, so war jede Erklärung unmöglich. Kunz traute zwar den kleinen Zwergen solche Güte gar nicht zu und nannte sie stets nur böse Kobolde und hintertückische Erdgeister, aber der Hofbauer ließ sich durch solche Reden nicht beirren und beschloß, in einer mond hellen Nacht die Scheunen von einem Versteck aus zu beobachten.

Als die Lichter im Wohnhause ausgelöscht waren, legte er sich auf die Lauer und zündete, um sich die Zeit zu vertreiben, seine Tabakspfeife an. Er hatte noch nicht lange gewartet, so vernahm er ein leises Trippeln und sah zwei winzige Zwerge zum Hofthor hereinkommen, von denen jeder eine Roggenähre auf der Schulter trug und unter derselben wie unter einer schweren Last keuchte. Sie nahmen ihren Weg zur Scheune; das fest ver-

schlossene Scheunenthor öffnete sich von selbst und schloß sich wieder, als die Zwerge eingetreten waren.

Der Bauer hatte genug gesehen. Er rieb sich vergnügt die Hände und suchte still sein Nachtlager auf.

Vom nächsten Tage ab wurden jeden Abend auf die Thorpfoften kleine Näpfchen mit den ausgesuchtesten Speisen gestellt, die jedesmal am nächsten Morgen verschwunden waren. Die Knechte glaubten, daß die kostbaren Gerichte für die Vögel bestimmt seien, und wunderten sich über den sich plötzlich zeigenden mildthätigen Sinn ihres Herrn; der Bauer aber lächelte, wenn man ihn fragte, still vor sich hin und gab zur Antwort, daß sich ja stets Liebhaber für die Speisen fänden, und daß er nur wünsche, daß sie ihnen wohlschmecken möchten.

Die Zwerge beschränkten ihre Thätigkeit fortan nicht nur auf die Scheunen, sondern arbeiteten auch, ohne daß sie jemals von einem Menschen gesehen wurden, fleißig auf dem Felde. Gar häufig fand Kunz ein Stück Klee oder ein Roggenfeld schon gemäht, wenn er frühmorgens auf den Acker kam, um die Arbeit in Angriff zu nehmen. Er legte sich dann aber nicht wie früher zum Schlafen nieder oder ging ins Wirthshaus, sondern eilte flugs auf ein anderes Feld und rührte die Arme nur noch fleißiger.

Der alte Hofbauer teilte das von ihm entdeckte Geheimnis mit den Heizerlmännchen seinem Sohne erst auf dem Sterbebette mit und empfahl ihm, sich mit den kleinen Zwergen stets auf guten Fuß zu stellen. Kunz befolgte den Rat und hatte dies nie zu bedauern.



Hüpfen und Züpfen.

Hüpfen und Züpfen waren Zwillinge, welche sich gegenseitig so lieb hatten, daß nie ein unfreundliches Wort zwischen ihnen gewechselt wurde. Von dem Tage an, da sie allein laufen konnten, sah man nie den einen ohne den andern, und wenn ja einmal Hüpfen das Züpfen oder Züpfen das Hüpfen verloren hatte, so erhoben beide sofort ein so mörderliches Geschrei, daß man im ganzen Dorfe wußte, was geschehen war. Die Getrennten fanden sich dann mit Hülfe der Nachbarn leicht wieder zusammen und ließen sich den übrigen Teil des Tages gewiß nicht mehr von der Hand los.

In ihrem Außern waren sich die beiden so ähnlich wie ein Ei dem andern, und selbst die Eltern wußten nie mit Sicherheit zu sagen, wer von beiden Hüpfen und Züpfen sei; dagegen waren sie in ihren Geistesanlagen so grundverschieden, daß man sie kaum für Brüder hätte halten sollen. Hüpfen war ein munterer aufgeweckter Knabe, der sich schlaun wie ein Fuchs aus jeder Verlegenheit zu ziehen wußte, wogegen Züpfen stets träumerisch einherging und wohl wie ein nichts Böses ahnendes Mäuslein in jede ihm etwa gestellte Falle gegangen wäre. Hüpfen hatte deshalb stets genug aufzupassen, um den Bruder vor Unfällen zu bewahren, und mußte oft alle seine Schlantheit aufbieten, um die bößen Folgen einer begangenen Thorheit von dem Träumer abzuwenden. Namentlich wurde dies nötig, als die Zwillinge erst die Schule besuchten und Züpfen im Lernen halb bedeutend gegen seinen Bruder zurückblieb. Es traten bisweilen auch Ereignisse ein, die selbst den Lehrer zum Lachen reizten und ihm eine Be-

Strafung des Faulen unmöglich machten. Hatte Hüpfen seine Aufgaben nicht ordentlich gelernt, so wechselte Hüpfen den Platz mit ihm in der Schule, und der sonst so faule Hüpfen wurde gelobt und der fleißige Hüpfen getadelt. Trat aber wirklich einmal eine Bestrafung ein, so konnte man in zehn Fällen neunmal mit Sicherheit behaupten, daß der unschuldige Hüpfen für den schuldigen Hüpfen die Strafe erlitten hatte.

Hüpfen war dem Bruder für die geleistete Hülfe stets recht dankbar und überließ ihm nicht nur den etwa größeren Anteil an der Strafe, sondern auch an Äpfeln, Birnen und anderen Beckereien, mit denen die Mutter gelegentlich herausrückte. Daneben verteidigte er mit seinen starken Armen das schwächere Hüpfen gegen die größten Burschen und focht die Kämpfe auf dem Schulplatze aus, die sein Bruder in anderer Weise in der Schule zu bestehen hatte.

Als endlich für Hüpfen die Erlösungstunde schlug und die Beiden so gleichen und doch auch wieder so ungleichen Brüder aus der Schule entlassen wurden, trat der schreckliche Augenblick ein, daß sie sich von einander trennen mußten. Hüpfen war für das Handwerk bestimmt und sollte in der Stadt beim Meister Knieriemens die Schusterei erlernen, wogegen Hüpfen sich unter Anleitung seines Vaters dem Ackerbau widmen sollte.

Die Trennung war eine bittere, und die Thränen flossen wie kleine Bäche; aber schließlich mußte doch geschieden sein, und die Brüder umarmten sich zum letzten Male unter dem Versprechen, daß sie fortan an jedem Sonntag Nachmittage auf halbem Wege zwischen der Stadt und dem Dorfe zusammentreffen wollten.

Der erste Sonntag Nachmittag kam, und Hüpfen stand schon eine halbe Stunde nach beendigter Mittagmahlzeit an der vereinbarten Stelle und schaute sehnsüchtig den Weg entlang, welcher zur Stadt hinführte. Bauern und Städter wanderten hin und her, und mancher Bekannte versprach dem Harrenden, daß er Hüpfen, wenn er ihm begegne, zur Eile antreiben wolle;

aber der Erwartete kam nicht und es verging eine Viertelstunde nach der andern, bis sich endlich die Sonne dem Untergange zuneigte. Jüpfen jammerte und weinte und wußte in seiner Angst um den Bruder keinen Rat. Er glaubte ihn krank oder wohl gar schon tot und wurde bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines derartigen Unglücks von solchem Schrecken befallen, daß er trotz der hereinbrechenden Dunkelheit wie ein gehetztes Wild der Stadt zweifte, um über das Schicksal seines Bruders Gewißheit zu erlangen.

Als er das Haus des Meister Kneriemen betrat, kam ihm dieser schon in der Thür mit der Frage entgegen, wo sein Bruder geblieben sei, und ob er ihn nicht wieder mitgebracht habe. —

„Wo mein Bruder geblieben ist?“ entgegnete Jüpfen kreidebleich vor Schrecken. „Ich wollte mich eben bei Euch nach seinem Verbleib erkundigen, weil er heute Nachmittag nicht zu der verabredeten Zusammenkunft erschienen ist.“

„Der Taugenichts!“ brauste der Meister auf. „Gestern Abend habe ich ihn mit einem Paar Stiefel für den Pfarrer nach eurem Dorfe geschickt und ihm auf sein inständiges Bitten bis heute Abend Urlaub erteilt, und jetzt ist der unnütze Bursche gar nicht bei euch eingetroffen. Nun, ich kann mir schon denken, wie die Sachen liegen. Er hat wahrscheinlich die Stiefel für Siebenmeilenstiefel gehalten und ist mit ihnen in die weite Welt auf und davongegangen.“

„Meister,“ unterbrach ihn Jüpfen, „beschimpft meinen braven Bruder nicht. Wenn sich alles so verhält, wie Ihr erzählt, so ist nur die einzige Möglichkeit, daß ihm unterwegs ein Unglück widerfahren ist. Vielleicht hat er den näheren Weg nach dem Dorfe durch den Wald und an dem See entlang eingeschlagen und ist entweder ins Wasser geraten oder hat sich im Walde verirrt. Darum bitte ich Euch recht herzlich, begleitet mich und helfst mir ihn auffuchen.“

„Varifari,“ entgegnete der Meister, „mache, daß du fort-

kommst, und bestelle deinem unnützen Bruder, daß er bei seiner Rückkehr die Bekanntschaft mit dem Kniერიemen des Meister Kniერიemen machen werde."

Damit schob er den unglücklichen Züpfen zum Hause hinaus und schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Da stand nun der arme Bursche allein auf der Straße und wußte in seiner Angst und Not weder Rat noch Hülfe. Wo sollte er den Bruder suchen, der schon seit länger als vierundzwanzig Stunden spurlos verschwunden war, und wie sollte er allein in dunkler Nacht ihn retten, wenn er ihn vielleicht mit gebrochenen Beinen im Walde auffand! — Ohne fremden Rat und Beistand war nichts auszurichten, und wo war beides schneller und besser zu finden als, zu Hause bei den Eltern. — Kurz entschlossen verließ Züpfen die Stadt wieder und schlug den zwar gefährlicheren, aber auch bei weitem kürzeren Weg nach dem Dorfe durch den Wald und am See entlang ein.

Der Mond stand im ersten Viertel und leuchtete so hell vom Himmel herab, daß selbst im Walde an ein Verirren kaum zu denken war. Der Weg ließ sich auf mindestens zehn Schritt Entfernung deutlich erkennen, und an den zwischen den Eichen emporgewachsenen Himbeersträucher konnte man sogar die reifen roten Früchte unter den Blätter hervorleuchten sehen. Züpfen schritt deshalb furchtlos weiter und rief bisweilen mit lauter Stimme den Namen seines Bruders in den Wald hinein. Doch plötzlich blieb er erschrocken stehen, als er unter der nächsten Eiche einen Zwerg erblickte, der hurtig empor sprang und ihm mit dem freudigen Ausrufe entgegeneilte: „Bist du wirklich dem Riesen Grimmes glücklich entronnen, und hat er dir nur die neuen Stiefel abgenommen!"

Züpfen merkte sofort, daß ihn der Zwerg mit seinem Bruder verwechselte, und war sich auch sogleich klar darüber, daß letzterer in die Hände eines bösen Riesen gefallen war. Wie aber alles seinen Zugang gehabt hatte, und welche Mittel es vielleicht gab, um den Unglücklichen zu befreien, war jedenfalls

nur von dem Zwerge zu erfahren, der allein schon durch den freudigen Ausruf über die vermeinte Rettung Zutrauen erwecken mußte. Mit trauriger Miene theilte deshalb der arme Bursche dem Kleinen offenherzig mit, daß er ihn mit seinem Zwillingbruder verwechselt, der am Tage vorher von seinem Meister mit einem Paar neuer Stiefel nach dem nächsten Dorfe geschickt und seitdem spurlos verschwunden sei.

„Ach,“ gab der Zwerg seufzend zur Antwort, „ich glaubte schon, daß der Unglückliche durch irgend einen Zufall gerettet sei, und muß jetzt zu meinem Leidwesen erfahren, daß ich mich getäuscht habe. Doch setze dich zu mir her unter den Eichbaum und höre mir aufmerksam zu. Ich will dir alles erzählen, was ich von dem Riesen Grimmes und dem Schicksale deines Bruders weiß, und wenn du ein mutiger Bursche bist, so gelingt es dir vielleicht noch mit meiner Hülfe, den Unglücklichen zu retten.“

Rüpfen folgte der Einladung, und der Zwerg fuhr nach kurzer Pause weiter fort:

„Der Riese Grimmes wohnt etwa zweihundert Meilen von hier auf einem festen Schlosse, das nicht nur von dicken und haushohen Mauern, sondern auch von einem hundert Fuß tiefen und dreihundert Fuß breiten Wasser umgeben ist. Weder die Mauer noch auch das Schloß hat ein Eingangsthor, und ein Mensch, der nicht etwa wie ein Vogel fliegen kann, vermag nicht hineinzugelangen. Der Riese überschreitet mit einem einzigen Schritt das Wasser und die Mauer und steigt durch eine Öffnung im Dache in das Schloß hinab. Den größten Teil seines Lebens verschläft er, und nur alle hundert Jahre verläßt er einmal seine Burg, um Menschen und Tiere, von deren Blute er sich nährt, einzufangen. Seine Opfer weiß er geschickt zu berücken, und wenn er sie erst in seinen Händen hat, so schläfert er sie ein, um sie ohne Widerstand lebend heimzuführen zu können. Gewöhnlich begnügt er sich mit acht bis zehn Opfern, von denen er täglich der Reihe nach einem das Blut aussaugt. Nach

beendigter Mahlzeit schlummert er ein und erwacht selbst durch das ärgste Getöse nicht früher wieder, als am nächsten Tage zur Mahlzeit. Gegen etwaige Verfolger speit er Gift und Feuer aus, und wem es auch gelänge, in das Schloß einzudringen, der würde doch, wenn er ihn wachend träfe, verloren sein und von dem Feuer wie eine Pechfackel verbrennen. — Gestern waren es nun hundert Jahre, daß der Riese zum letzten Male erwacht war, und das Unglück wollte es, daß er auf seinem Streifzuge diesmal auch meinen Wald berührte, um sich hier ein Opfer zu suchen. Dein unglücklicher Bruder zog singend vorüber und überhörte nicht nur meinen Warnungsruf, sondern war auch so unvorsichtig, sich nach den Goldstücken zu bücken, welche der Riese als Köder auf den Weg gestreut hatte. Flugs hatte ihn der böse Grimmes beim Kragen, schäuferte ihn ein und steckte ihn in eine seiner großen Rocktaschen. Er war leider nicht das erste und einzige Opfer, denn aus zwei andern Taschen schauten schon die Köpfe zweier hübscher junger Mädchen und aus der dritten der Kopf eines Königs hervor, der noch mit der goldenen Krone geschmückt war. Dein Bruder befindet sich demnach in feiner Gesellschaft und würde sich recht behaglich fühlen können, wenn er nicht in den nächsten Tagen seinen Tod zu erwarten hätte. Ich sage ausdrücklich „in den nächsten Tagen“, denn die ersten Opfer sind gewöhnlich Hirsche und Rehe, und die Menschen spart er sich als die leckerste Mahlzeit bis zuletzt auf.“

Züpfen hatte die Mitteilungen des Zwerges schweigend angehört und nur still vor sich hingeweint; bei den letzten Worten aber fiel er dem Kleinen zu Füßen und bat in flehentlichem Tone, daß er ihm Mittel und Wege angeben möge, wie der unglückliche Bruder zu retten sei.

„Soweit ich dir helfen kann,“ gab der Zwerg zur Antwort, „will ich es gern thun; aber von der Hauptarbeit und den damit verbundenen Gefahren kann ich dich nicht befreien, weil solches nicht in meiner Macht steht. Wie ich dir bereits gesagt habe, mußt du Mut besitzen und darfst dich durch nichts von deinem

Vorhaben abschrecken lassen; nur wenn du so handelst und meine Vorschriften genau beachtest, kannst du mit ziemlicher Sicherheit auf einen guten Erfolg rechnen. Zunächst nimm diesen Stab und benutze ihn als Reitpferd. Er wird dich hoch durch die Lüfte tragen und dich in wenigen Minuten nach jedem Ort führen, den du ihm vorschreibst. Du brauchst dich nur auf ihn zu setzen und ihm den Zauberspruch zu sagen:

Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen lauf Galopp!
Ueber Felsen, über Klüfte,
Trage mich hoch durch die Lüfte,
Eile wie ein braves Roß
Nach des Riesen Grimmes Schloß!

Wenn du das Schloß erreicht hast, so durchsuche alle Räume und vergiß namentlich die Keller und Ställe nicht; denn gerade an letzteren beiden Orten soll der Riese seine Opfer gern gefangen halten. Du wirst deinen Bruder im tiefen Schlafe finden, und es würde vergebliche Mühe sein, ihn durch gewöhnliche Mittel wie Rufen, Klüppeln und Schütteln aufzuwecken zu suchen, wenn du ihm aber mit einem Haare meines Bartes, das ich dir gern überlasse, die Nase kitzelst, so wird er dreimal niesen und dann munter emporspringen. Wenn du ihn von allem, was zu seiner Befreiung erforderlich ist, kurz in Kenntniß gesetzt hast, so halte dich nicht länger auf, sondern besteige mit deinem Bruder das Zauberroß, welches euch beide tragen wird, und fliehe nach der von meinen Brüdern bewohnten Insel Liliput. Dorthin vermag euch der Riese nicht zu folgen, weil er das breite Meer trotz seiner langen Beine nicht überschreiten kann. Meine Brüder werden euch, sobald sie mein Reitpferd erkennen, freundlich aufnehmen und euch so lange, bis der Riese zu seinem Schloß zurückgekehrt und dort wieder eingeschlafen ist, ein sicheren Zufluchtsort gewähren. Vor allen Dingen warne ich dich aber, irgend etwas von den Schätzen des Riesen mitzunehmen; denn der Stab würde sie neben euch beiden nicht tragen können, und ihr würdet aus der Höhe auf den Erdboden oder in das Meer

hinabstürzen. — Doch nun beeile dich; die Mitternachtsstunde ist bereits vorüber, und bis dahin, daß der Riese wieder erwacht, verbleiben dir noch elf Stunden; benütze die Zeit gut und lasse dich durch keine Verlockungen aufhalten.“

Züpfen dankte dem Zwerge, bestieg das wunderbare Roß und rief mit lauter Stimme sein Zaubersprüchlein. Augenblicklich erhob sich der Stab mit ihm in die Lüfte und durchschnitt die Wolken mit solcher Schnelligkeit, daß sie auf die Erde einen heftigen Platzregen ausgossen. Die Wälder erschienen wie hochgelegene grüne Wiesen, und Städte und Dörfer eilten unter dem schwindelnden Reiter wie im Fluge dahin.

Es mochten seit der Abreise kaum zehn Minuten vergangen sein, so ließ sich das Zauberroß auch schon auf das Schloß des Riesen hinab und setzte seinen Reiter ungeschädet dicht neben der Öffnung im Dache nieder. Züpfen stieg die breite Marmortreppe hinab und durcheilte einen prachtvollen Saal nach dem andern, ohne in einem derselben seinen Bruder oder den Riesen anzutreffen. Er durchsuchte die in den Felsen gehauenen Keller nach allen Richtungen, fand aber auch hier keine Spur von einem Menschen, sondern nur gefüllte Weinfässer. Im Schlosse selbst war somit weder der Riese noch eines seiner Opfer versteckt, und es blieb nur das Stallgebäude als Aufenthaltsort übrig. Als Züpfen jedoch den Schloßhof betrat, wurde er vor Schrecken bleich und wäre beinahe ohne weiteres umgekehrt; denn aus dem Gebäude, welches er bisher für einen Stall gehalten hatte, erklang ein so gewaltiges Rasseln und Schnarren, daß das ganze Bauwerk erzitterte und das Dach hin- und herwackelte. Das Haus schien eine Holzschneidemühle in seinem Innern zu bergen, und wo diese mit so furchtbarem Getöse arbeitete, konnte unmöglich ein Mensch schlafen. Trotzdem wollte er alles untersucht haben, bevor er an der Rettung seines Bruders verzweifelte, und mit keckem Mute öffnete er die Thüre des Gebäudes. Da, o Freude, erblickte er neben dem Eingange den Riesen, der durch sein gewaltiges Schnarchen das Bauwerk er-

zittern machte, und in einem Winkel neben dem Könige und den beiden jungen Mädchen seinen unglücklichen Bruder. Alle schiefen so fest, daß sie mit gewöhnlichen Mitteln nicht aufzuwecken waren, und erst als Züpfen das Barthaar des Zwerges in Anwendung brachte, begannen sie zu niesen und rieben sich verwundert die Augen. Die Freude der Brüder über das unverhoffte Wiedersehen läßt sich ebenso wenig beschreiben, wie der Schrecken des Königs und seiner beiden Töchter, als sie das ihnen bevorstehende Schicksal und die Kunde vernahmen, daß Züpfen gekommen sei, um allein seinen Bruder aus den Händen des Niesen zu befreien. Das Bitten und Flehen der beiden Prinzessinnen, sie und ihren Vater ebenfalls zu retten, hätte einen Stein erweichen können, und da Züpfen noch ein recht weiches Herz in der Brust hatte, so versprach er, alle dem schrecklichen Schicksale zu entreißen und einen nach dem andern mit seinem Zauberroße abzuholen.

Die beiden Brüder bestiegen unter den Segenswünschen der Zurückbleibenden den Stab, und nachdem Züpfen seinen Zauberpruch

Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen lauf Galopp!
Ueber Felsen, Meer und Klüfte
Führ' uns durch das Reich der Nüste,
Gile wie ein jung's Blut
Nach der Insel Sikliput!

gesagt hatte, erhob sich das Zauberroß bis hoch in die Wolken und ließ Städte und Dörfer im Fluge unter den Reitern vorüber-eilen. Schon bald verschwand das Land, und das endlos scheinende Meer dehnte sich unter ihnen wie ein hell glänzender Spiegel aus. Die hier und da zerstreut liegenden Inseln mit ihren himmelhohen Bergen erschienen wie Mantelwurfshügel, und die über dreihundert Fuß langen Kauffahrtsschiffe sahen nicht größer aus als Muschalen. — Dem armen Hüpfen, der an einen solchen Mitt noch nicht gewöhnt war, schwindelte es, und er hätte seinen Tod wahrscheinlich im Meere gefunden, wenn ihn

der treue Bruder nicht fest mit seinen starken Armen umschlungen gehalten hätte.

So verlief alles glücklich, und die Zwillinge erreichten unbeschädigt die Insel Liliput. Der König der Insel hatte schon aus weiter Ferne das Zauberroß seines Bruders erkannt und, um die zu erwartenden Gäste würdig zu empfangen, sein ganzes Heer am Ufer des Meeres aufgestellt. Die Trommler schlugen wie toll auf ihre Trommeln, die aus einer halben Muschelschale und einem darüber gespannten Mausfell bestanden, und die Pfeifer verstanden es, den Posen von Kolibrifedern so helle Töne zu entlocken, daß einem die Ohren davon gelsten. Die höheren Tonkünstler bliesen das „So leben wir, so leben wir“ wie die besten Husarentrompeter und benutzten als Trompeten weiße und rote Holunderblüten und als Posaunen die abgeschnittenen Stücke vom Schilfrohr. Die Soldaten waren mit gewaltigen Spießsen von der Länge einer Stopfnadel bewaffnet und führten, je nach dem Truppenteile, welchem sie angehörten, als Schild ein weißes, rotes oder gelbes Rosenblatt.

Als die Zwillinge das Land betraten, wurden sie von dem Könige herzlich willkommen geheißen und zu einem Gastmahle eingeladen, welches man ihnen zu Ehren auf der größten Wiese der Insel sofort veranstalten wollte. Züpfen, eingedenk seines gegebenen Versprechens, lehnte jedoch die Einladung dankend ab und hat unter Angabe der Gründe um Aufschub der Mahlzeit bis zum Mittage. Damit aber die Soldaten bis dahin nicht zu hungern brauchten, übergab er dem Könige ein Butterbrot und ein Stück Wurst, welches er noch vom Tage vorher in der Tasche hatte, und hatte die Freude zu sehen, daß beides für das ganze Heer ausreichte. Zu seinem Leidwesen mußte er sogar am nächsten Tage erfahren, daß mehr als die Hälfte der Soldaten krank darniederliege, weil sie sich an dem zu reichlichen Frühstück den Magen verdorben hätten. —

Züpfen begab sich nun noch zweimal auf die Reise nach dem Schloße des Riesen und kehrte jedesmal bald mit einer der

Prinzessinnen zurück. Als er den Weg zum drittenmale antreten wollte, um auch noch den König abzuholen, sah er zu seinem Schrecken, daß die Sonne schon bald den höchsten Standpunkt am Himmel erreicht hatte, und daß der Riese in spätestens einer Viertelstunde erwachen mußte. Er war unschlüssig, ob er den gefährlichen Ritt nochmals wagen sollte, und hätte es wahrscheinlich unterlassen, wenn ihn die Thränen der Prinzessinnen nicht schließlich doch noch dazu bewogen hätten.

Das Zauberroß that sein Möglichstes, und es glückte auch, den König noch rechtzeitig zu entführen; bevor aber die Reiter über dem Meere schwebten, sahen sie sich schon von dem Riesen verfolgt und auch nach wenigen Minuten eingeholt. Der wutschnaubende Grimmes spie Gift und Feuer, reckte die Arme bis zur Kirchturmhöhe und suchte die Flüchtlinge mit den Händen zu ergreifen. Auf das Angstgeschrei des alten Königs erhob sich das Zauberroß sofort um einige Fuß höher und senkte sich erst wieder, als man das feste Land hinter sich hatte. Schon glaubten sich die Reiter geborgen und baten das Pferd, den schnellen Lauf zu mäßigen; da erblickten sie tief unter sich abermals den Riesen, der wie mit Siebenmeilenstiefeln von einer Insel zur andern sprang und schließlich nur noch einen einzigen Schritt bis zur Insel Liliput zu thun hatte. Dieser Schritt war freilich keine Kleinigkeit und mochte immer sechs bis acht Meilen messen; aber was war das für einen Riesen, der mit der Hand den Hahn von jedem Kirchturm herablangen konnte, und der über Wälder dahinschritt wie andere Menschen über einen Maulwurfshügel! So oder ähnlich mochte wenigstens Grimmes denken, denn er nahm plötzlich einen gewaltigen Anlauf und that einen Sprung, wie ihn trotz der langen Beine jeder für unmöglich gehalten hätte. Aber der Riese hatte seine Kräfte doch überschätzt, und paldaus lag er im Meere und sank infolge seines schweren Gewichts sofort in die Tiefe hinab. Die Liliputaner, welche der Annäherung des Riesen mit Schrecken zugeesehen hatten und noch immer die Spieße vorgestreckt hielten, um den mäch-

tigen Feind abzuwehren, erhoben ein lautes Jubelgeschrei, und die Trompeter mußten auf Befehl des Königs den bekannten Siegesmarsch „Dotte ist tot“ anstimmen.

Nachdem der fremde König mit allen Ehrenbezeugungen, wie sie auch bei uns Sitte sind, empfangen war, wurden die Vorbereitungen zum Festmahl getroffen. Man schlachtete für die fünf riesigen Gäste fünfzig schwere fette Ochsen, die unzertheilt am Bratspieße gebraten wurden, und huf zweihundert Brote von der Größe und Gestalt unserer Pfeffernüsse. Daneben wurden fünfzig Gärten ihrer sämtlichen Gemüse beraubt und hundert Weinkeller bis auf den letzten Tropfen geleert. Die Liliputaner staunten selbst über die aufgetischte Riesenmahlzeit und glaubten ihre Gäste so reichlich versorgt zu haben, daß mindestens die Hälfte der Gerichte übrig bleiben werde; aber wie erschrafen sie, als gleich zu Anfang jede der beiden Prinzessinnen einen schweren fetten Ochsen auf die Gabel spießte und als einen einzigen Bissen in den Mund steckte. Dem ersten Ochsen folgten dann noch neun andere und dem entsprechend etwa vierzig Brote und unzählige Schüsseln Gemüse und Salat. Den Wein tranken die jungen Mädchen ohne weiteres aus dem Fasse, und mit jedem Schluck war eines der großen Lagerfässer geleert. Der fremde König und die beiden Zwillinge zeigten einen noch unerfättlicheren Hunger und Durst und verzehrten in wenigen Minuten die ganze noch übrige Mahlzeit. Dem Liliputervolke wurde angst und bange, und wer noch ein paar fette Ochsen hatte, lief schnell nach Hause, um sie vor den riesigen Essern zu verbergen.

Jüpten war der erste, welcher bemerkte, wo die kleinen Leute der Schuh drückte, und da er nichts weniger im Sinne hatte, als das liebenswürdige Völkchen dem Hungertode preis zu geben, so bedankte er sich bei dem Könige der Liliputer für die reichliche Mahlzeit und bat um die Erlaubnis, sich verabschieden zu dürfen. Diese wurde, wenn auch mit dem Ausdruck des Bedauerns über den kurzen Besuch, bereitwillig erteilt, und

Züpfen bestieg zuerst mit dem alten Könige das Zauberroß, um ihn in die Hauptstadt seines Landes zurückzuführen. Die Reise ging glücklich von statten und wurde mit gleichem Erfolge noch dreimal wiederholt. Als Züpfen zuletzt mit seinem Bruder anlangte, wurden sie beide als die Ketter des Königs und der Prinzessinnen begrüßt, und der alte König wußte seinen Dank nicht besser auszudrücken, als daß er die Zwillinge zu Prinzen ernannte und sie mit den Prinzessinnen verlobte.

Züpfen benutzte das Zauberroß noch einige Tage, um die großen Schätze aus dem Schlosse des Riesen Grimmes abzuholen, und gab es sodann mit dem herzlichsten Danke dem Zwerge zurück. Als aber die Doppelhochzeit gefeiert wurde, zu der auch der Zwerg eingeladen war, erhielt jeder der beiden Zwillinge von ihm ein neues Zauberroß, auf dem die jungen Ehepaare eine Hochzeitsreise um die ganze Welt unternahmen. Sie berührten dabei nochmals die Insel der Liliputer und beschenkten ihre alten Freunde für die früher bewiesene Gastfreundschaft mit einem tüchtigen westfälischen Bumpnickel und einem zwanzigpfündigen Schinken. Das kleine Völkchen soll davon ein ganzes Jahr gelebt haben, und Kindeskinde haben noch von den damaligen glücklichen Zeit zu erzählen gewußt.



Das goldene Bein.

Eine arme Witwe hatte drei Söhne, welche sie schon sieben Jahre mit ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, als endlich der älteste so weit herangewachsen war, daß er das Brot mitverdienen konnte. Schwere Arbeit-vermochte er noch nicht zu leisten, und so richtete er denn für die reichen Leute Botengänge nach der nächsten Stadt und nach den umliegenden Dörfern aus. Er kannte Weg und Steg auf meilenweite Umkreise und hatte darum auch selbst bei Nacht nie die mindeste Furcht davor, daß er einmal irregehen könnte. Seine Mutter war zwar immer ängstlich, wenn er bei einbrechender Dunkelheit noch nicht zurückgekehrt war, und ermahnte ihn beim Fortgehen jedesmal, daß er seine Schritte beschleunigen möchte; er aber lachte über ihre Besorgnis und gab fröhlich zur Antwort, daß einem so kleinen Burschen, wie er sei, niemand etwas zu Leide thue. —

„Ja,“ sagte die Mutter, „von Menschen wirst du nie etwas zu befürchten haben; aber bedenke wohl, daß draußen auf den vielen Sümpfen bei Nacht die Irrlichter umherhuschen und den einsamen Wanderer ins Verderben zu locken suchen. Folge wenigstens nie dem falschen Scheine und halte dich stets auf geradem Wege.“

Der Knabe versprach die Warnungen der Mutter zu beachten und führte zu ihrer Beruhigung noch an, daß ja jedes Kind in der Umgegend ein Irrlicht von einem wirklichen Lichte zu unterscheiden wisse, und daß sich daher wohl niemand von demselben in die Sümpfe locken lassen werde.

Eines Abends erhielt nun Bruno — so hieß nämlich der

Knabe — von einem Kaufmanne den Auftrag, sofort in der nächsten Stadt eine Bestellung auszurichten, aber erst am folgenden Morgen zurückzukehren. Er sollte, damit ihm ja kein Unglück widerfahre, die Nacht in der Stadt in einem Gasthause zubringen und zur Bestreitung der Kosten den ihm neben dem Botenlohn eingehändigten harten Thaler verwenden. Bruno machte sich fröhlich und munter auf den Weg und hatte die Bestellung bereits ausgeführt, bevor der Wächter die zehnte Abendstunde abrief. Gar zu gern hätte er die Weisung des Kaufmanns befolgt und wäre statt nach Hause in ein Gasthaus gegangen, weniger weil er ermüdet war und den Rückweg fürchtete, als um einmal selbst zu erfahren, welche köstlichen Gerichte man den Gästen aufstische und wie es sich in einem fremden Bette schlafe. Er blickte lange in eine hell erleuchtete Gaststube und drehte den Thaler unschlüssig in der Hand herum; als ihm aber plötzlich einfiel, wie vielerlei seine arme Mutter für das große Stück Geld kaufen könne, wandte er dem Gasthause entschlossen den Rücken und trat trotz der Dunkelheit unverweilt den Heimweg an.

Der Himmel hatte sich inzwischen mit dunkeln Gewölk bezogen, und in dem Walde, welchen Bruno durchschreiten mußte, herrschte eine so dichte Finsternis, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Der Knabe tastete in kurzen Zwischenpausen mit der Hand am Boden umher, um sich zu überzeugen, daß er auch den richtigen Weg noch nicht verloren habe, und schritt jedesmal mutig weiter, wenn er zu beiden Seiten neben sich Gestrüpp und vor sich hartes Erdreich fühlte. Er glaubte schon mehr als die Hälfte des Waldes im Rücken zu haben und malte sich eben die Freude der Mutter beim Empfange des harten Thalers aus, da rannte er plötzlich mit dem Kopfe gegen einen dicken Baumstamm, daß er taumelnd zu Boden fiel und für einige Minuten die Besinnung verlor.

Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, sah er zwei winzige Männchen vor sich stehen, welche auf ihren großen Schlapp-

hüten ein hell brennendes Licht trugen und sich eben zu ihm niedergebeugt hatten, um sich zu vergewissern, wen sie eigentlich vor sich hätten.

„Aha,“ ergriff der ältere von beiden das Wort, „du bist der kleine Bote aus der Stadt, welcher schon oft unsern Wald durchschritten hat, und hast in der Finsternis den richtigen Weg verloren. Nun, wenn du dich nur nicht verlegt hast, so ist das Unglück so groß nicht. Wir geleiten dich mit unsern Lichtern aus dem Walde und du kommst noch immer rechtzeitig genug nach Hause, um noch einige Stunden schlafen zu können.“

Die beiden Zwerge hatten durchaus kein Vertrauen erweckendes Aussehen, und mancher Erwachsene würde sich schwerlich ihrer Führung anvertraut haben. Ihr Gesicht war so runzelig, als wenn sie schon weit über hundert Jahre gezählt hätten; der graue Bart reichte fast bis auf die Fußspitzen, und auf den kaum fingerdicken Beinen ruhte ein Bäuchlein so rund wie eine Biertonne. Die Kleidung bestand in einem hellblauen Wams, gelben Kniehöschen, braunen Strümpfen, langen Schnabelschuhen und einem feuerroten Mäntelchen, wozu noch der schon erwähnte Schlapphut mit dem Lichte kam.

Bruno beachtete das alles nicht, weil er Furcht überhaupt nicht kannte. Er freute sich nur, daß er ungefährdet den Wald wieder verlassen konnte, und folgte den beiden Führern mit den herzlichsten Dankesworten für ihre Bereitwilligkeit, ihn zu geleiten. Sie führten ihn durch Heidekraut und Gestrüpp, und es war schon mehr als eine Viertelstunde vergangen, ohne daß man bisher wieder auf den richtigen Weg gelangt war. Er staunte nicht wenig darüber, daß er sich so weit verirrt haben sollte, und wußte sich nicht zu erinnern, daß er diesen Teil des Waldes jemals betreten hatte. Auf seine bescheidene Bemerkung, ob man sich nicht vielleicht abermals verirrt habe, gaben die beiden Zwerge lächelnd zur Antwort, daß das Ende des Waldes in wenigen Minuten erreicht sein werde, und daß man auf der freien Ebene sofort auf den richtigen Weg gelange. Die An-

gabe bestätigte sich, und der Wald war glücklich durchschritten; als die beiden vorangehenden Führer aber die freie Ebene betraten, versanken sie plötzlich in den Erdboden, und ringsum herrschte wieder die tiefste Dunkelheit. Bruno dachte an die Warnungen seiner Mutter, und um nicht in einen Sumpf zu geraten, folgte er den Zwergen nicht geraden Weges nach, sondern ging vorsichtig am Saume des Waldes entlang. Doch plötzlich fühlte er den Boden unter seinen Füßen wanken und sank mit einem lauten Aufschrei in die Tiefe eines schmutzigen Sumpfes hinab. Er sah den Tod vor Augen und verlor, als die Gewässer über ihm zusammenschlugen, die Besinnung.

Nach kurzer Zeit erwachte er jedoch zu neuem Leben und sah sich zu seiner Verwunderung auf einer schönen grünen Wiese, auf der so herrliche Blumen blühten, wie er sie in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Vor ihm lag ein prachtvolles Schloß, dessen Mauern aus Kry stall aufgebaut waren, und dessen Dach mit lauterem Golde bedeckt war. Die Thüren und Fenster- rahmen bestanden aus hellglänzendem Silber und die Treppen waren aus Diamanten und Rubinen zusammengesetzt.

Zu längerem Anschauen und Bewundern wurde ihm leider keine Zeit gelassen; denn als er sich kaum vom Boden erhoben hatte, traten die beiden bekannten Zwerge aus dem Schlosse und forderten ihn auf, ihnen zu ihrem König zu folgen. Bruno schüttelte zu der sonderbaren Aufforderung zwar den Kopf und wußte sich nicht zu erklären, was er mit dem Zwergenkö nige zu schaffen haben könnte! Allein furchtlos wie immer betrat er an der Seite seiner beiden Begleiter das Schloß und wurde hier in einen prunkhaft ausgeschmückten Saal geführt. Der Zwergen- kö nige saß auf einem goldenen Throne und winkte mit dem Scepter die Eintretenden näher zu sich heran. Bruno gehorchte dem Befehle, verneigte sich mehrmals und fragte dann in bescheidenem Tone, was der Herr König von ihm verlange.

„Ich habe dich vor mich beschieden,“ gab dieser zur Antwort, „weil ich dir ein zukünftiges unglückliches Ereignis mitzu-

teilen habe, das nur durch deinen Edelmut und deine Aufopferung abgewendet werden kann. Deine Mutter wird nämlich in den nächsten Tagen einen schweren Fall thun und dabei nicht nur ein Bein brechen, sondern auch an diesem Beinbruche sterben, wenn du ihr nicht Hilfe bringst. Ein böser Zauberer ist der guten Frau abhold und hat beschlossen, ihr aus Rache das Mißgeschick zu bereiten. Ich habe mich bemüht, den argen Feind auf bessere Gedanken zu bringen und ihm sogar einen Teil meiner Schätze angeboten; allein alles war umsonst, und ich habe nichts weiter erreicht, als daß er sich bereit erklärte, das Mißgeschick von deiner Mutter abzuwenden, wenn du dir eines deiner beiden Beine abschneiden ließeest und ihm als Sühnopfer gäbest. Die Forderung ist hart, und es ist gewiß nicht angenehm, auf einem Beine durch die Welt zu humpeln, allein ich will dir den Verlust, soweit es in meinen Kräften steht, ersetzen und dir für das abgeschnittene Bein ein goldenes schenken. Nun entschieße dich schnell; denn in einer halben Stunde muß alles abgethan sein.

Bruno war über diese Mitteilung im ersten Augenblick starr vor Schrecken und zitterte so heftig, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Erst als der König sich vom Throne erhob und dem Ausgange des Saales zuschritt, wurde er sich der Verantwortlichkeit für das Leben der geliebten Mutter völlig bewußt und kurz und entschlossen hielt er den König am Mantel zurück und rief aus: Laßt mir das Bein abschneiden und gewährt mir nur die Vergünstigung, daß ich das rechte behalten darf!"

Der König neigte das Scepter, und auf dieses Zeichen schleppten die beiden Zwerge Sägen und Messer herbei, vergaßen aber auch nicht zum Troste für den unglücklichen Knaben, ein goldenes Bein daneben zu legen.

Die ersten Schnitte mit dem Messer hielt Bruno tapfer aus, ohne einen Schmerzenslaut hören zu lassen; als aber die Säge den Knochen berührte, wurde er ohnmächtig und verlor das Bewußtsein.

Der arme Knabe! wird mancher Leser ausrufen, und wir würden ihm darin beistimmen, wenn wir nicht aus reicher Erfahrung wüßten, daß der König der Erdgeister keinem Menschen etwas Schmerzhaftes zufügt, das er nicht später in ein großes Glück für ihn umwandelte.

Als Bruno wieder zum Bewußtsein erwachte, sah er sich zu seinem Erstaunen mitten im Walde, und zwar dicht neben dem Wege, an derselben Stelle liegen, an welcher er gefallen war. Sein erster Griff war nach dem linken Bein, das aber noch unverletzt vorhanden war, und auf dem er auch stehen und gehen konnte wie früher. Er glaubte geschlafen und geträumt zu haben und war übergücklich, daß die letzten Erlebnisse nicht der Wirklichkeit angehörten.

Das Gewölk hatte sich inzwischen verzogen, und der Vollmond schien so klar vom Himmel herab, daß der Weg fast tageshell erleuchtet war. Der Knabe wollte seine Reise sogleich fortsetzen und blickte sich vorher noch einmal am Boden um, um sich zu überzeugen, daß er bei dem Falle nichts verloren habe; da sah er an den nächsten Baum gestützt das goldene Bein stehen, welches ihm der Zwergenkönig versprochen hatte, und mit einem lauten Freudenrufe stürzte er darauf zu. Es war so schwer, daß er es kaum auf seine Schultern heben konnte, und daß es noch großer Anstrengung bedurfte, um es bis zur elterlichen Wohnung zu schaffen.

Die Freude der Mutter über den braven Sohn und die unerwartete Hülfe der Erdgeister läßt sich nicht beschreiben. Bruno konnte jetzt etwas Tüchtiges lernen, und alle Not in dem Häuschen der Witwe hatte ein Ende.



Ritter Ohneherz.

In dem Schlosse Raffenstein, von dem heute keine Spur mehr zu finden ist, wohnte vor Zeiten ein Ritter, der im Lande weit und breit nur unter dem Namen Ohneherz bekannt war. Er hatte weder Weib noch Kind und vermied den Verkehr mit andern Menschen so sehr, daß er nicht einmal einen Knappen oder einen Diener zu seiner Aufwartung hielt. Das Schloß wurde von jedem, der einmal von dem Ritter gehört hatte, gemieden, denn wenn bisweilen ein Fremder aus Unwissenheit hineingeraten war, so kam er nie wieder zum Vorschein. Im Volke erzählte man sich insolgedessen von dem Ritter die schauerlichsten Geschichten, und es waren nicht wenige, die da behaupteten, daß er ein Menschenfresser sei. Einer der eifrigsten Verbreiter derartiger Gerüchte war der Schäfer des dem Schlosse nächstgelegenen Dorfes, der den Ritter oftmals zur Nachtzeit gesehen haben wollte, wie er in Begleitung zweier Raben auf einem Rappen durch Feld und Wald geritten sei und dabei beständig ausgerufen habe: „Schafft mir ein Herz, schafft mir ein Herz!“ Seinen Kopf habe er stets unter dem linken Arme getragen, und der Hals sei mit einem schwarzen Tuche verhüllt gewesen. — Was an diesen Erzählungen wahres sein mochte, ließ sich schwerlich sagen; aber im Volke wurden sie geglaubt, und niemand wagte es, zur Nachtzeit die in der Nähe des Schlosses liegenden Wälder und Felder zu betreten. —

Eines Tages kam nun ein fremder Prinz, den die Wanderlust von Hause fortgetrieben hatte, am Schlosse vorüber, und da sein Pferd lahmt und keine Herberge in der Nähe zu erblicken war, so lenkte er das Roß ohne weiteres in den Schloßhof hinein und rief nach alter Gewohnheit dem Stallknecht. Es ließ

sich jedoch niemand erblicken, und in dem Glauben, daß das Schloß unbewohnt sei, zog der Prinz sein Pferd selbst in den Stall und schritt sporenklirrend die Treppe zum Schlosse hinan. Überall herrschte Totenstille, und die lauten Rufe nach einem Diener hallten wie äffend von den Wänden der großen Säle wieder. Gut, dachte der Prinz, wenn es hier weder einen Herrn noch Diener giebt, so will ich beides in einer Person spielen. Mit Speise und Trank habe ich mich vorsorglich in der letzten Herberge versehen, und ein Bett wird sich bei der reichen Ausstattung der Säle ja auch wohl finden lassen. — Mit solchen Gedanken beschäftigt, öffnete er die nächste Thür, blieb aber erschrocken im Eingange stehen, als er hinter dem in der Mitte des Saales stehenden Tische einen Ritter erblickte, der seinen Kopf wie einen Helm abgenommen und neben sich auf den Tisch gestellt hatte. Bevor der Prinz auch nur einen Schreckensruf ausstoßen konnte, griff der Ritter hastig mit beiden Händen nach dem Kopfe, setzte ihn sich wieder auf den Hals und trat dem Gaste mit den Worten entgegen: „Seid mir willkommen in meinem Schlosse und erschreckt nicht über meine sonderbaren Gewohnheiten. Ich bin ein einsamer Mann, der weder Weib noch Kind, noch auch Diener hat und deshalb für alles allein sorgen muß. Wenn mir dann der Kopf bisweilen zu schwer wird, so setze ich ihn für ein Stündchen ab und fühle mich nachher um hundert Pfund leichter.“

„Das ist gar nicht übel,“ erwiderte der Prinz lachend, „und mancher andere würde Euch darin gewiß gern bisweilen nachahmen, wenn ihm der Kopf nicht so fest auf dem Rumpfe säße. Doch laßt Euch in Euren Gewohnheiten durch mich nicht stören; ich wünsche nichts als ein Nachtlager, weil mein Pferd lahmt und ich vor Einbruch der Dunkelheit die nächste Herberge nicht mehr zu erreichen vermag. Morgen in aller Frühe gedenke ich weiterzuziehen, und wenn ich Euch für die gebotene Gastfreundschaft vorher noch einen Dienst erweisen kann, so dürft Ihr frei über mich verfügen.“

„Einen Dienst?“ wiederholte der Ritter fragend. „Nein, einen Dienst verlange ich von Euch nicht; aber ich möchte wohl eine Bitte an Euch richten, von deren Erfüllung für mich mehr abhängt, als Ihr vielleicht selbst glauben werdet. Bevor wir jedoch weiter darüber sprechen, stärkt Euch erst durch Speise und Trank und laßt uns bei einem Humpen guten Weines ein festes Freundschaftsbündnis schließen.“ — „Heda, Krix und Krag,“ rief er sodann in befehlendem Ton, „sorgt sofort für eine gute Mahlzeit für meinen Gast und schafft aus dem Keller ein Duzend Krüge des besten Weins herbei!“

Der Befehl war an ein paar Raben gerichtet, welche auf den Ruf ihres Herrn aus dem Kamine herbeigeslogen waren und, nachdem sie sich wie ein paar besrachte Diener verneigt hatten, auch dorthin zurückeilten. Der Prinz zeigte sich über die sonderbare Dienerschaft gar nicht verwundert und streichelte sogar den mit Krag angeredeten Raben zutraulich über das blanke Gefieder; denn nachdem er vorher den Ritter ohne Kopf gesehen hatte, konnte ihn der Umstand, daß ein paar Raben die Stelle als Diener einnahmen, nicht mehr in Erstaunen setzen. Er war davon überzeugt, daß in dem Schlosse nicht alles mit rechten Dingen zugehe, und nahm sich auch vor, stets auf seine Hut bedacht zu sein; aber ohne Furcht und Scheu folgte er dem Ritter in den Speisesaal und ließ sich die köstliche Mahlzeit wohl und die noch köstlicheren Weine so gut schmecken, als wenn er mit einem langbewährten guten Freunde gemeinschaftlich getafelt hätte. Es wurde mancher Humpen geleert, und man hätte glauben sollen, daß dem Ritter heute der Kopf schwerer vom Wein als sonst von Sorgen gewesen wäre; aber er hielt tapfer aus und hob die Tafel nicht eher auf, als bis sein Gast über Müdigkeit klagte. Der Prinz zog sich in sein Schlafgemach zurück und wäre auf dem weichen Daunenbett auch jedenfalls sofort eingeschlummert, wenn nicht stets von neuem die Gestalt des kopflosen Ritters wie ein Schattenbild vor seinen Augen vorübergezogen wäre. Das Schloß kam ihm immer unheim-

licher vor, und seine Einbildungskraft bevölkerte es mit unzähligen Schreckgestalten. Er lachte zwar selbst über seine Furcht und schob das Erscheinen der häßlichen Bilder auf den etwas übermäßigen Weingenuß; aber schließlich wurde er doch von einer solchen Angst befallen, daß er wieder von seinem Lager emporsprang und sich an das geöffnete Fenster stellte. Die Umgebung des Schlosses lag in tiefster Stille, und der Vollmond schien so hell vom Himmel herab, daß auf weite Entfernung hin jeder Gegenstand deutlich zu erkennen war. Beim Anblick der friedlichen Natur war die Angst des Prinzen bald gewichen, und er wollte sich eben wieder zur Ruhe begeben, da sah er zu seinem Entsetzen, daß sich der Ritter unten im Schloßhofe auf einen Rappen schwang und seinen Kopf unter dem linken Arm trug. Die beiden Raben umschwärmten ihn und schienen ihn auf seinem Ritt begleiten zu wollen, wurden aber mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß sie heute wichtigeres zu thun und namentlich den fremden Gast zu bewachen hätten. Der Ritter sprengte sodann zum Schloßhofe hinaus, und man vernahm noch aus weiter Ferne seinen jammernden Ausruf: „Schafft mir ein Herz, schafft mir ein Herz!“

„Also die beiden Raben sollen mich bewachen?“ sagte der Ritter zu sich selbst, als er sich von seinem Schrecken erholt hatte. „Nun der Aufenthalt hier auf dem Schlosse wird immer angenehmer, und es scheint hohe Zeit zu sein, daß ich den Rätselfeln ein Ende mache. Heda, Kriz und Krax,“ rief er sodann mit lauter Stimme, „hierher zu mir, ihr schwarzen Gesellen!“

Sofort flatterten die beiden Raben aus dem Kamin herbei und ließen sich mit herabhängenden Flügeln auf eine Stuhllehne nieder.

„Ihr Burschen,“ redete sie der Prinz an, „werdet ja wohl wie viele eurer Brüder schwazgen gelernt haben und bei euerm langjährigen Dienste auch die Geheimnisse des kopflosen Ritters kennen. Darum steht mir jetzt Rede und Antwort, oder ich

schlage euch den Kopf ab, so daß ihr ihn ähnlich wie euer Herr für die Folge unter dem linken Flügel tragen könnt."

Die beiden Raben schauten sich ängstlich an und schienen sich gegenseitig zu fragen, ob sie den Schnabel aufthun sollten oder nicht; als aber der Prinz sein Schwert zog und es drohend über ihren Köpfen durch die Luft sausen ließ, schriean sie beide um Gnade und versprachen alles zu erzählen, was sie nur selbst wüßten.

"Wir sind," begann Krax, „zwei Brüder und nicht für Lohn gedungene Diener, sondern die Söhne des unglücklichen Ritters, die die Bedienung des Vaters aus freien Stücken übernommen haben. Wir lebten einst mit einer wunderschönen Schwester in den glücklichsten Verhältnissen und dachten nicht im entferntesten daran, daß sich diese jemals ändern könnten; da erschien eines Tages unter der Gestalt eines tapferen Ritters ein böser Zauberer auf dem Schlosse und bewarb sich um die Hand unserer Schwester. Wahrscheinlich wäre die Werbung auch mit Erfolg gekrönt gewesen, wenn ich den Zauberer nicht eines Tages dabei überrascht hätte, wie er sich in eine greuliche Schlange verwandelt hatte und eben im Begriff stand, ein menschliches Herz zu verzehren. Das Tier floh vor mir und verschwand im nahen Gebüsch, aus dem nach wenigen Augenblicken der Zauberer, als wenn nichts Besonderes vorgefallen sei, in der Gestalt des Ritters hervortrat. Diese schnelle Verwandlung vermochte mich jedoch nicht zu täuschen; ich hatte an dem Kopfe der Schlange zu deutlich die Gesichtszüge des Zauberers erkannt und war meiner Sache völlig gewiß. Unsere Schwester erschrak über meine Mittheilungen, und unser Vater geriet in solchen Zorn, daß er den vermeintlichen Ritter zum Zweikampfe herausforderte und ihn mit dem Tode bedrohte. Leider thaten wir beiden Söhne, weil uns die Macht des Zauberers unbekannt war, nichts, um den Zorn unseres Vaters zu beschwichtigen, und der Zweikampf fand noch an demselben Tage statt. Gleich mit dem ersten Schwertschlage des Gegners flog der Kopf unseres Vaters vom

Kumpfe, und wir drei Geschwister weinten und jammerten, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Der Zauberer steckte sein Schwert hohnlachend in die Scheide und schickte sich an, den Kampfplatz zu verlassen; da traten wir beiden Brüder ihm entgegen und forderten ihn, um den Tod unseres Vaters zu rächen, ebenfalls zum Zweikampfe auf. „Mit mitschbärtigen Burschen,“ gab er höhnisch zur Antwort, „kämpfe ich nicht. Damit ihr aber euer Ohnmacht endlich erkennt und euer Unglück zeitlebens zu bekrächzen vermögt, so zieht als Raben durch die Welt und behaltet euer menschliches Gedächtnis.“ Bei diesen Worten berührte er uns mit seinem Zauberstabe, und in demselben Augenblicke waren wir in ein Rabenpaar verwandelt. Meine Schwester warf sich dem Zauberer flehend zu Füßen und bat ihn, sie doch nicht zugleich mit dem Vater auch noch der Brüder zu berauben, oder, wenn alles Bitten und Flehen umsonst sei, sie ebenfalls dem Tode zu weihen. — „Dir kann geholfen werden,“ gab der Zauberer zur Antwort, „und um deiner Schönheit willen soll es auch geschehen; aber du sollst nicht als eine Tote im Grabe ruhen, sondern nur so lange schlafen, bis es einem Gaste deines Vaters gelingt, dein Herz von mir zurückzuerobern. Mit deiner Erwachung soll auch die Verzauberung deiner Brüder aufhören, und dein Vater soll ein neues Leben beginnen. Bis dahin soll er nur ein Scheinleben führen und mit dem Kopfe unter dem Arme in Feld und Flur für dich ein anderes Herz suchen.“ — Nach diesen Worten riß er unserer Schwester das Herz aus der Brust, daß sie leblos niedersank, setzte unserm Vater den Kopf wieder auf und erhob sich als Adler wieder in die Lüfte. — Die jammervollen Tage, welche nun folgten, brauche ich Euch wohl nicht weiter zu beschreiben. Unsere Schwester liegt seitdem wie eine Leiche aufgebahrt in dem Prunksaale des Schlosses, unser Vater reitet jede Nacht mit dem Kopf unter dem Arme durch Feld und Flur und sucht ein anderes Herz für seine unglückliche Tochter, und wir beiden Brüder verrichten die Geschäfte der gleich am ersten Tage entflohenen Dienerschaft. Das Volk

nennt unsern unglücklichen Vater in Folge seines oft vernommenen Rufes den Ritter Ohneherz und meidet mit ängstlicher Scheu das Schloß und seine Umgebung. Nur Fremde, welche mit den Verhältnissen gänzlich unbekannt sind, kehren bisweilen hier ein, und diesen ergeht es bisweilen recht schlecht. Mein Vater richtet nämlich an jeden die Bitte, ihm sein Herz zu schenken, und wenn der Gast sich dessen weigert, so verfällt er alsbald in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst wieder erwachen wird, wenn unsere Verzauberung aufhört. Auf dem Söller des Schlosses ruhen etwa ein Duzend solcher Schläfer, die durch kein Mittel aufzuwecken sind. Auch Ihr werdet von demselben Schicksale betroffen werden, wenn Ihr nicht vor dem ersten Hahenschrei flieht und unserem Vater aus dem Wege zu gehen versteht. Wir sollen Euch zwar bewachen und würden Euch auch mit leichter Mühe zurückhalten können, aber wir haben schon längst die Zwecklosigkeit der Forderung unseres Vaters eingesehen und sind darum stets bereit, den bei uns einkehrenden Fremden zur Flucht behilflich zu sein."

"Ich sollte vor einer mir drohenden Gefahr fliehen?" rief der Prinz zornig aus; „das werde ich nimmermehr thun, selbst wenn mir statt eines vielleicht tausendjährigen Schlafes der Tod unmittelbar vor Augen stünde. Die Forderung eures Vaters ist, kurz gesagt, unsinnig, und wenn er nach meinem Herzen Verlangen trägt, so mag er es sich mit dem Schwerte erobern. Übrigens scheint es mir in dem Kopfe eures Vaters nicht mehr so ganz richtig zu sein; denn statt seine Gäste aufzufordern, ihm sein Herz zu schenken, sollte er sie lieber darum bitten, den bösen Zauberer zu bekämpfen und von ihm das Herz eurer Schwester zurückzuerobern."

"Ja," riefen die beiden Raben wie mit einer Stimme, „wer dazu den Mut hätte und die Kraft besäße, den Zauberer zu bewältigen!"

"Nun," gab der Prinz zur Antwort, „den Mut besitze ich schon, und einige Zaubermittel habe ich von meinem früheren

Lehrer auch kennen gelernt. Der Versuch läßt sich deshalb schon wagen. Doch laßt mich einige Stunden schlafen; teilt eurem Vater bei seiner Rückkehr mit, daß ich zum Bestehen des Abenteuers bereit sei, und daß ich morgen früh seinen Mittheilungen über den Aufenthaltsort und die Gewohnheiten des Zauberers entgegensehe."

Die beiden Raben verneigten sich und verschwanden sofort wieder im Kamin.

Der Prinz blieb während des übrigen Theiles der Nacht ungestört und wurde am nächsten Morgen von dem Ritter wie ein langjähriger alter Freund begrüßt. Er erfuhr, daß der Zauberer einen Palast bewohne, der fast in der Mitte der Erde liege, und zu dem man nur durch eine enge Erdspalte mit steil abfallenden Wänden hinabgelangen könne. Wer nicht Flügel besäße, meinte der Ritter, würde nicht einmal die Fahrt nach dem unterirdischen Palaste wagen dürfen, und von einer Bekämpfung des grimmigen Feindes könne dann gar keine Rede weiter sein.

Der Prinz lächelte über die Mutlosigkeit seines Freundes und suchte ihn durch die Bemerkung zu beruhigen, daß man durch List oft mehr erreiche, als durch Gewalt. Er ließ sich den Weg zum unterirdischen Palaste möglichst genau beschreiben und verabschiedete sich sodann von dem Ritter und den beiden Raben mit dem Versprechen, daß er spätestens zur Zeit des nächsten Vollmondes zurückkehren werde.

Nach einem mehrtägigen Ritt durch fast unwegsame Gebirge war das Reiseziel erreicht, und der Prinz konnte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß die Schilderungen seines Gastfreundes nicht übertrieben gewesen waren. Die Erdspalte war, soweit sich von oben beurteilen ließ, viele tausend Fuß tief, und die Seitenwände fielen so senkrecht ab, als wenn sie nach dem Lot abgeschnitten gewesen wären. Der unterirdische Palast war nur sichtbar, wenn er von der Sonne beschienen wurde, was täglich nur auf einige Minuten um die Mittagszeit der Fall

war; zu der andern Zeit war alles in undurchdringliches Dunkel gehüllt, so daß sich nicht einmal die Tiefe der Erdspalte genau beurteilen ließ. An ein Eindringen in das Versteck des Zauberers war unter solchen Verhältnissen nicht zu denken, und der Prinz mußte sich bei allen ferneren Unternehmungen auf sein gutes Glück verlassen. Vorläufig wählte er ein in der Nähe gelegenes dichtes Gebüsch als Versteck, von wo aus er die Erdspalte selbst in der dunkelsten Nacht beobachten konnte.

Den Tag über fiel nichts Besonderes vor, und dem Prinzen wurde die Zeit recht lang; als aber die Sonne untergegangen und die Dämmerung eingetreten war, ließen sich leise Tritte vernehmen, die immer näher zu kommen schienen. Der Prinz lugte vorsichtig aus seinem Versteck hervor und sah neben der Erdspalte einen Mann stehen, der nach der ihm gemachten Beschreibung niemand anders als der Zauberer sein konnte. Die lange Nase, das vorstehende spitze Kinn, die hämischen Gesichtszüge und die den Spinnenfüßen ähnlichen Finger; alles stimmte, und wenn noch irgend ein Zweifel hätte bestehen können, so würde dieser allein schon durch den Umstand beseitigt worden sein, daß der Fremde über seine gewöhnliche bürgerliche Kleidung einen roten Mantel trug.

Mit scharfen Blicken durchmusterte der Zauberer seine Umgebung, und als er nichts Verdächtiges bemerkte, breitete er seinen Mantel am Boden aus und setzte sich darauf. Mit lauter Stimme rief er sodann den Zauberspruch:

Mantel, Mantel, rot wie Blut
Nimm mich jetzt in deine Hut;
Diene mir als schnelles Roß,
Trage mich hinab zum Schloß!

Sofort schwebte der Mantel über der Erdspalte und sank mit dem Zauberer in die Tiefe hinab. Der Prinz eilte hinzu, um die sonderbare Fahrt mit anzusehen, vermochte aber bei der herrschenden Dunkelheit nichts zu erkennen. Er vernahm nur aus der Tiefe eine polternde und tobende Stimme, welche einen

Diener zur Rechenschaft darüber aufforderte, wo das so vorsichtig aufbewahrte kostbare Herz geblieben sei.

„Ach, lieber Herr,“ gab der Diener jammernnd zur Antwort, straft mich nicht in Eurem Zorne; denn ich bin unschuldig und habe glücklich gerettet, was noch zu retten war. Euer böser Vater warf das Glas, in welchem Ihr das Herz bewahrtet, vom Tische herab, und es fiel in Scherben. Nur mit Ausbietung aller Kräfte entriß ich dem Tiere seinen Raub, und das Herz befindet sich jetzt unverfehrt in einem neuen Glase in dem Brunksaale.“

Was der Zauberer darauf antwortete, blieb unverständlich; denn sein Zorn schien sich gelegt zu haben und er sprach nur noch mit leiser Stimme. Dagegen ließ sich kurz danach ein erbärmliches Katzeneschrei vernehmen, und es konnte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Vater für das begangene Verbrechen gründlich abgestraft wurde.

Der Prinz war über die gemachten Entdeckungen hoch erfreut und überlegte hin und her, wie er den roten Mantel am leichtesten in seinen Besitz bringen könnte. Dem Zauberer offen mit dem Schwerte in der Hand entgegenzutreten, war zu gefährlich, und ihn hinterrücks zu überfallen widerstrebte der ehrlichen Natur des Prinzen. Der einzige Ausweg blieb die List, und wie diese anzuwenden sein würde, mußte den Umständen und irgend einem glücklichen Zufalle überlassen werden.

Die Sonne brannte am nächsten Morgen schon recht heiß vom Himmel hernieder, als der Zauberer plötzlich wieder aus der Erdspalte emportauchte und den roten Mantel nicht wie am Tage vorher umhängte, sondern sorgfältig zusammenlegte und in einem hohlen Baume verbarg. Er trug heute die Kleidung eines Ritters und war mit einem Schwerte umgürtet, das demjenigen des weiland Riesen Goliath an Länge wohl um nichts nachstand. Nachdem er nach allen Seiten Umschau gehalten hatte, ob er auch nicht beobachtet werde, setzte er sich mit einem Zauberspruche auf die Scheide seines Schwertes und ritt auf dem seltsamen Pferde im sausenenden Galopp davon.

Für den Prinzen war jetzt die Entscheidungsstunde gekommen, wo er entweder alles wagen oder unverrichteter Dinge heimkehren mußte. Zu langem Bedenken war keine Zeit, da der Zauberer jeden Augenblick zurückkehren konnte. Mutig wie immer holte der Prinz aus seinem Versteck den Mantel hervor, breitete ihn am Boden aus, setzte sich auf ihn nieder und sagte den bekannten Zauberspruch. Sofort fuhr er wie eine Sternschnuppe vom Himmel in die Tiefe hinab und stand, bevor er sich dessen versah, vor dem Eingange des prächtigen unterirdischen Palastes. Ein schwarzer Diener trat ihm erschrocken entgegen und erhob, als er den roten Mantel erblickte, ein Geschrei, das gewiß meilenweit auf der Oberwelt zu hören war. Doch noch nicht genug mit dieser einen Gefahr, stellte sich ihm auch noch ein schwarzer Kater entgegen, welcher fauchte und prustete, als wenn er Feuer hätte sprühen wollen, und seine scharfen Krallen sogar in das Schwert des fremden Eindringlings schlug. Der Diener stellte bei dem Anblick des Schwertes sein Geschrei alsbald ein und ergriff die Flucht, wogegen der Kater seine Angriffe immer wieder erneuerte und sich nur schwer abwehren ließ. Nach unsäglicher Mühe und aus vielen Wunden blutend, erreichte der Prinz endlich den Prunksaal des Schlosses und ergriff mit einem lauten Jubelrufe das Gefäß, in welchem sich das zuckende Herz befand. — Der Kater zeigte sich jetzt noch böserartiger als zuvor und suchte den Prinzen an der Flucht mit seinem Raube zu verhindern, indem er sich mit Zähnen und Krallen in den roten Mantel festhakte. Ja, er ließ sich sogar nicht einmal abschütteln, als der Prinz die Rückreise antrat, und fuhr mit nach der Oberwelt empor.

Doch, o Freude, kaum hatte der Kater den festen Boden betreten, so fielen die Wände der Erdspalte krachend zusammen, und das eben noch so grimmige Tier verwandelte sich plötzlich in einen schönen und freundlichen Jüngling, der den Prinzen mit den herzlichsten Dankesworten als seinen Erretter aus der Gewalt des Zauberers begrüßte. Er berichtete, daß ihn der

Zauberer aus unbekanntem Gründen vor langen Jahren verzaubert habe, und daß er die menschliche Gestalt nicht anders als durch das Betreten des Erdbodens habe wiedergewinnen können. Übrigens sei die Macht des Zauberers jetzt gebrochen, da ihm mit dem Verluste des Palastes gleichzeitig die Mittel geraubt seien, durch welche er bisher sein Leben verlängert und sich unverwundbar gemacht habe.

Mit Hilfe des roten Mantels langte der Prinz schon nach wenigen Minuten wieder auf dem Schlosse des Ritters Ohneherz an, wo er mit lautem Jubel begrüßt wurde. Beim Anblicke des zurückeroberten Herzens saß der Kopf des Ritters plötzlich wieder fest auf dem Rumpfe, Krig und Krag erhielten ihre menschliche Gestalt wieder, und ihre schöne Schwester erwachte vom Scheintode, als sie das Herz wieder in ihrer Brust klopfen fühlte. Als Lohn für seine treue Hilfe erhielt der Prinz von dem Ritter die Hand seiner Tochter, und es wurde eine Hochzeit gefeiert, wie man sie im ganzen Lande noch nie erlebt hatte.

Noch einmal versuchte der Zauberer das Glück des jungen Ehepaars zu stören, indem er sich als Schlange in das Schloß einschlich und abermals einen Angriff auf das Herz der Prinzessin wagte; allein er wurde vom Prinzen erkannt und fand sein Ende durch dessen Schwertstöße.



Die Insel des Königs Goldeman.

Zu der Zeit, als die Menschen noch keinen Weg und Steg auf dem Meere kannten und deshalb mit ihren Schiffen nur an der Küste entlang zu fahren wagten, lebte in der reichen See- und Handelsstadt Alexandria ein junger Schiffer, der von Kindheit an keinen sehnlicheren Wunsch gehegt hatte, als fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Sein Vater hatte ihn stets davor gewarnt, auf das weite Meer hinauszufahren, und ihm dabei erzählt, daß schon mancher Wagehals seinen Vorwitz habe mit dem Leben bezahlen müssen; denn nach einer Fahrt von wenigen Tagen sei das Ende der Erde erreicht gewesen, und Schiff und Schiffer seien über den Rand des Meeres in die endlose Tiefe hinabgesunken. Anfangs hatte der Sohn bei diesen Erzählungen einen gelinden Schrecken empfunden; dann hatte er den Kopf dazu geschüttelt, und später, als der Vater tot war, behauptete er sogar jedermann gegenüber, daß das Meer ebenso wie die Erde endlos sei und von einem Hinabstürzen über den Rand gar keine Rede sein könne.

Mit seinen Behauptungen fand er jedoch wenig Anklang unter den Schiffern, und selbst seine besten Jugendfreunde weigerten sich, ihn auf einer Fahrt nach fernen unbekanntem Ländern zu begleiten. Nauta — so hieß nämlich der junge Schiffer — wurde schließlich über die abschlägigen Antworten so mißmutig, daß er sein Schiff ruhig im Hafen liegen ließ und seine Zeit einzig damit zubrachte, daß er vom Ufer aus sehnlich auf das weite Meer hinausschaute.

Eines schönen Morgens schritt er wiederum zum Meeresufer hinab, um sich dort der gewohnten unnützen Träumerei hinzu-

geben; da bemerkte er auf dem Felsblocke, welcher ihm gewöhnlich als Sitz diente, ein kleines kaum zwei Fuß hohes Männchen, das vom Kopf bis zu den Füßen ganz nach Art der Matrosen gekleidet war. Neben dem geteerten Hute trug es eine blaue Jacke mit breitunggeschlagenem Kragen, die Beine stakten in hohen Wasserstiefeln, und das bunte Halstuch war in einen so zierlichen Knoten geschlungen, als wenn das Männchen hätte zum Tanze gehen wollen. An seiner Seite stand eine Kiste aus Holz, wie sie die Seeleute zur Aufbewahrung ihrer Habseligkeiten auf Reisen mitzuführen pflegen, und allem Anscheine nach war der Kleine entweder vor kurzem von einer Seefahrt zurückgekehrt oder stand im Begriffe, eine solche anzutreten.

„Guten Morgen, Kamerad,“ redete ihn Nauta an, als er in seine Nähe gekommen war; „Wetter wie geschaffen zu einer Seefahrt, klarer Himmel, ruhige See und eine steife Brise, daß man in der Stunde wohl zwölf Knoten zurücklegen könnte.“

Der Kleine erwiderte den Gruß nur höchst lässig und fuhr dann im mürrischen Tone fort: „Was kann mir das alles nützen, wenn sich kein Schiff zur Ausfahrt rüstet, und wenn sich kein Schiffer findet, der mich als Steuermann oder Matrose heuert! Zu einer langweiligen Küstenfahrt liegen Schiffe genug bereit, und ich könnte jede Stunde einen Dienst finden; aber das paßt mir nicht, denn ich will weit hinaus auf das Meer und fremde Länder und Völker besuchen, und wenn ich dazu keine Gelegenheit finde, so bleibe ich lieber am Lande.“

Nauta äußerte lächelnd, daß sich wohl schwerlich ein Schiffer finden werde, der ein kaum zwei Fuß hohes Männchen als Matrosen oder wohl gar als Steuermann zu heuern geneigt sei, und daß der Anzug allein noch lange nicht den Seemann ausmache. „Du bist selbst Schiffer,“ entgegnete der Kleine höhnisch, „und spottest über mich! Nun, weit bist du in der Welt noch nicht herumgekommen, sonst würdest du wenigstens von mir schon gehört haben und wissen, daß ich der Klabaftermann bin.“

„Der Klabaftermann!“ rief Nauta freudig aus. „Ei, wel-

cher Seemann sollte von dem nicht schon gehört haben und sich nicht glücklich, schätzen ihn an Bord zu haben! Wenn du mich nicht täuschest, so heuere ich dich sofort für hohen Lohn und fahre mit dir in die weite Welt hinaus, wohin du willst."

So schnell, wie Nauta geglaubt hatte, ging der Kleine jedoch auf das Anerbieten nicht ein, sondern er verlangte zunächst das Schiff zu sehen, um sich, wie er sagte, davon zu überzeugen, daß es die Ratten auch nicht verlassen hätten. Nauta, welcher den Aberglauben der Seeleute, daß ein von den Ratten verlassenes Schiff dem Untergange geweiht sei, theilte, fand das Anfsinnen des Kleinen ganz in der Ordnung und lud ihn ein, ihm zum Hasen zu folgen.

Der Klabaftermann hatte das Schiff kaum betreten, und einen flüchtigen Blick auf das Takelwerk geworfen, so erklärte er auch schon, daß er bleiben werde und auf Lohn verzichte. Er forderte nur, daß ihm die Leitung und Bedienung des Schiffes ganz allein überlassen werde, und daß er so weit auf das Meer hinausfahren dürfe, als ihm beliebe. Nauta, der schon manches von den Eigentümlichkeiten des Klabaftermanns hatte erzählen hören, ging auf alle Anforderungen ein und war auch damit einverstanden, daß das Schiff in den nächsten vierundzwanzig Stunden zur Abfahrt klar gemacht würde.

Als die Sonne am folgenden Morgen aus dem Meere emportauchte, waren die Segel bereits gespannt, und der Anker wurde von unsichtbaren Händen aufgewunden. Das Schiff löste sich geschickt geleitet aus der Mitte der übrigen und durchschnitt wie ein Schwan die glitzernde Flut. Die Küste verschwand immer mehr aus Nautas Blicken, und schon bald war nichts mehr zu sehen als Himmel und Wasser.

Die Tage verliefen nun so einförmig, wie das bei einer langen Seefahrt gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, und selbst Sturm und Ungewitter vermochten für Nauta keine Abwechslung hervorzubringen; denn der Klabaftermann duldete keinen Eingriff in seine Arbeit und besorgte bei Tag und bei Nacht alles allein.

Er führte gleichzeitig das Steuer und reffte die Segel, er maß die Tiefe des Meeres und die Höhe der Sonne und lachte gewöhnlich hell auf, wenn ihn eine haushohe Welle vom Deck hinwegzuspülen suchte. Dabei blieb er immer unsichtbar und zeigte sich nur bei Tisch in seiner wahren Gestalt. Er speiste dann mit demselben Hunger wie ein tüchtiger Matrose und beklagte sich ebenso wenig wie dieser, wenn es nur Reis und Bökelfleisch oder Erbsen und Speck gab.

Wochenlang hatte das Schiff bereits die Meeresflut durchschnitten, und dem armen Nauta wurde es doch schließlich angst und bange. Er befürchtete, daß das Meer wirklich endlos sein möchte und befragte deshalb eines Tages den Klabautermann, wohin denn die Fahrt eigentlich gehe.

„Nach der Insel des Königs Goldemar,“ gab dieser zur Antwort, „welche ich einzig von allen fremden Ländern bis jetzt noch nicht kennen gelernt habe. König Goldemar und sein Volk sollen zwar mehr als fünfzig Fuß lange Riesen und Riesinnen, aber von so gutmüthiger Art sein, daß jeder Fremde bei ihnen freundliche Aufnahme findet. Die Berge der Insel bestehen, wie ich aus sicherer Quelle weiß, aus lauterem Golde, und wer nach Reichthum und Schätzen strebt, darf davon nehmen, soviel ihm beliebt. Für mich hat Gold und Reichthum keinen Wert, weil ich Speise, Trank und Kleidung hinreichend durch meiner Hände Arbeit finde; aber ihr thörichten Menschen strebt gewöhnlich nach mehr und erhofft, wer weiß welches Glück, von dem Besitze großer Schätze. Wahrscheinlich wird das bei dir auch der Fall sein, und ich werde dich am allerwenigsten hindern, dein Schiff bis oben hin mit Gold zu befrachten.“

Nauta rieb sich vor Vergnügen die Hände und saß von da an fast den ganzen Tage im Mastkorbe, um nach dem ersehnten Reiseziele auszuschaun. Seine Geduld wurde jedoch auf eine harte Probe gestellt, und es verging noch manche Woche, ohne daß etwas anderes als Himmel und Meer zu sehen war. Da endlich tauchte eines Morgens aus den Fluten ein hellglänzender

Punkt auf, der nur eine zweite Sonne oder ein Goldberg sein konnte. Was von beiden es war, zeigte sich bald; denn aus dem Punkte wurde nach und nach eine sonnenhelle Flamme, und bevor ein Stunde verflossen war, ragte ein goldener Berg hoch zum Himmel empor. Nauta rief „Land!“ über „Land!“ und zum ersten Male während der ganzen Fahrt kletterte der Klauterermann sichtbar zum Mastkorbe empor und geberdete sich beim Anblicke der Insel wie ein dreijähriger Knabe, dem zum Weihnachtsfeste ein Steckenpferd beschert ist. Wie der Blitz war er jedoch wieder verschwunden, und nur die neuaufgesetzten Segel legten Zeugnis von seiner Anwesenheit und seiner Thätigkeit ab. Das Schiff flog förmlich über die Wellen dahin, und ehe sich Nauta dessen versah, war der Hafen erreicht, und der Anker sank unter lautem Knarren der Kette in die Tiefe hinab.

Nauta hatte bisher nur Blicke für den Goldberg gehabt und Berechnungen darüber angestellt, ein wie großes Stück desselben sein Schiff werde aufnehmen können. Er erschrak daher nicht wenig, als er plötzlich mit einem „Willkommen!“ begrüßt wurde, das wie Donnerhall durch die Lüfte brauste und noch verstärkt im zehnfachen Echo von dem Goldberge wiederhallte. Als er aufschaute, sah er das ganze Ufer mit Riesen und Riesinnen bedeckt, welche gleich wandelnden Kirchtürmen dem Schiffe entgegeneilten und kaum die Zeit erwarten zu können schienen, daß der fremde Ankömmling das Land betrat. Vielleicht wäre der ganze Schwarm auf das Schiff gesprungen, und hätte es durch die ungeheure Last zum Sinken gebracht, wenn nicht noch rechtzeitig König Goldemar erschienen wäre und seine Unterthanen durch einen ernsten Blick zurückgeschreckt hätte.

Der König überragte alle übrigen Inselbewohner um mehr als zehn Fuß und war mit einer Krone geschmückt, die recht gut als Kuppel eines Kirchturms hätte dienen können. Sein Kopf hatte einen Umfang wie das Heidelberger Faß, die Nase war von der Länge und Breite eines Hausgiebels, und in den Mund hätte bequem ein Fuder Heu hineinfahren können. Brust und

Bauch standen im richtigen Verhältnisse zum Kopfe, und besonders bemerkenswert war nur, daß das Herz in der Brust so gewaltig klopfte, als wenn ein Schmid mit dem Zuschlagehammer auf den Ambos schlägt. Die Beine waren von solcher Länge, daß der kleinste Schritt zweihundert Fuß maß, und mit den Armen hätte der Riese leicht das größte Gebäude umspannen können.

Als König Golbemar des vor Angst zitternden Fremdlings ansichtig wurde, lächelte er ihm freundlich zu und rief ihm ein „Herzlich Willkommen!“ entgegen. Dann spreizte er den Daumen und Zeigefinger auseinander und hob den zappelnden Nauta mit solcher Vorsicht zu sich empor, als wenn er gefürchtet hätte, ihn mit seinen unförmlichen Fingern zu erdrücken. Die schreckliche Luftfahrt hatte Nauta mutig ertragen, und dabei nicht einmal einen Schrei ausgestoßen, als ihm aber der König seinen Mund zum Ruffe bot, und ihm die Barthaare wie die Stacheln eines Igels entgegenstarrten, schrie er, als wenn er bereits am Spieße säße, und machte verzweifelte Anstrengungen, um sich den Fingern des Riesen zu entwinden.

Neben dem König standen seine beiden Prinzessinnen, die etwa das fünfte und sechste Lebensjahr erreicht haben mochten, denn sie hatten nur eine Länge von kaum zwanzig Fuß und trugen noch wie bei uns die kleinen Mädchen kurze Kleider und einen auf den Rücken herabhängenden Zopf. Als die beiden Prinzessinnen das Geschrei des armen Nauta vernahmen, umklammerten sie die Beine ihres Vaters und baten wie mit einer Stimme: „Ach, lieber Vater, gieb uns das zierliche Schreipüppchen; wir wollen es schon in den Schlaf fügen und es in das Wiegenbettchen unserer Puppe legen. Vor dir fürchtet es sich wegen deines struppigen Bartes, und wenn du deinen Mund aufhust, so glaubt es, du wollest es aufessen.“

Der König lachte, daß der Erdboden davor erzitterte, streichelte dem zappelnden Nauta mit der Spitze des kleinen Fingers die Wange und legte ihn dann in die Arme der jüngsten Prinzessin. Die beiden kleinen Mädchen wandten sofort ihre Beruhi-

gungsmittel an und fangen das bei den Inselbewohnern gebräuch-
liche Wiegenliedchen, welches mit den Worten begann:

Schlafe mein Püppchen, schlaf ein,
Bist ja so zierlich und fein,
Köpfchen ist klein wie ein Ohmfaß,
Stimmchen so fein wie ein Bierfaß.
Schlafe mein Püppchen, schlaf ein,
Morgen giebt's Braten und Wein.

Obgleich das Wiegenliedchen besser für die Niesenkinder als für
den jetzigen Schützling der beiden Prinzessinnen paßte, so that es
doch keine Wirkung, und der von den vorangegangenen Anstreng-
ungen ermüdete Nauta fiel in einen tiefen Schlaf.

Als er wieder erwachte, sah er sich in einem Vogelneste ge-
bettet, das zwar mit ellenlangen Federn weich ausgepolstert war,
aber im übrigen aus armdicken Knütteln und knorrigem Asten be-
stand. Nur mit Ausbietung aller Kräfte vermochte er kletternd
das Nest zu verlassen, das, wie er erst jetzt zu seinem Schrecken
bemerkte, in einem großen Vogelbauer aufgestellt war. Das
Bauer war aus zolldicken Eisenstäben zusammengeflochten und
durch eine eiserne Thür von der Größe eines Scheunenthores
verschlossen, so daß an eine Flucht gar nicht zu denken war.
Nauta jammerte und stöhnte und hätte schließlich wohl gar noch
laut geschrien, wenn nicht plötzlich der Klabaftermann vor ihm
gestanden und ihn durch sein herzliches Lachen zum Zorne ge-
reizt hätte.

„Du böser Kobold!“ rief er entrüstet aus, „jetzt durchschaue
ich dich endlich und bin davon überzeugt, daß du mich absichtlich
ins Unglück gestürzt hast. Unter dem Scheine der Gleichgültigkeit
gegen die Schätze dieser Welt hast du mich auf diese Insel ge-
lockt, und jetzt, da du dich meiner entledigt hast, wirfst du mein
Schiff mit Gold beladen und ohne mich in die Heimat zurück-
kehren.“

„Du hättest eigentlich verdient,“ gab der Klabaftermann
zur Antwort, „daß ich jetzt wirklich so handelte, wie du mich zu
verdächtigen wagst; aber ich habe in meinem Leben schon soviel

Undank von den Menschen erfahren, daß mich deine Schmähworte nicht mehr verletzen können. Ich werde dir bis zu unserer Rückkehr in die Heimat derselbe treue Freund bleiben, der ich dir bisher gewesen bin, und rate dir zunächst, dein vermeintes Mißgeschick mit Gleichmut zu ertragen. Die beiden Prinzessinnen haben durchaus nicht die Absicht, dich als einen Gefangenen zu behandeln oder dir wehe zu thun, sondern sie betrachten dich als ein niedliches Spielzeug, das für sie um so größeren Wert haben wird, wenn es wie eine Puppe alles gutwillig mit sich geschehen läßt. Wenn du an ihnen nicht so gute Freundinnen gefunden hättest, so würdest du später höchstens einige Goldkörnchen, aber gewiß keine großen Schätze mit nach Hause nehmen; denn selbst mit Hammer und Meißel würden wir beide von dem Goldberge keine allzu großen Stücke abschlagen. Für die Prinzessinnen dagegen ist solche Arbeit eine Kleinigkeit, und wenn du ihnen zeigst, daß du Freude am blinkenden Golde hast, so werden sie dir soviel von dem Berge abbrechen, als du wünschest, und dir die großen Brocken sogar auf das Schiff tragen."

Der Klabaftermann hätte seinem Freunde wohl noch viel erzählt und ihm noch manche gute Lehre erteilt; aber aus dem anstoßenden Saale ließen sich plötzlich laute Stimmen vernehmen, und so suchte er denn schleunig das Weite. Jedenfalls hatte er daran wohlgethan, denn wenn die Prinzessinnen, die jetzt eintraten, die zweite noch weit kleinere lebendige „Puppe“ gefunden hätten, so würde er so leicht nicht wieder entkommen sein.

Nauta, welcher jetzt das freundlichste Gesicht von der Welt aufsetzte, wurde von den Kindern mit hellem Jubel begrüßt und sofort aus seiner Gefangenschaft befreit. Er wanderte von einem Arm auf den andern, wurde im Ringel-Rose-Spiel durch die Luft geschwenkt, daß ihm fast der Atem ausging, und mußte es schließlich dulden, daß man ihm seine Seemannsjacke anzog und ihn dafür mit einem goldgestickten Kittel bekleidete. Als die Prinzessinnen bemerkten, welche Freude ihr „Püppchen“ über das goldige Gewand an den Tag legte, versprachen sie, ihm in den

nächsten Tagen auch ein dazu passendes Höschen zu fertigen. Der jüngeren Prinzessin wollte die Fröhlichkeit Nauta's aber schließlich nicht recht gefallen; sie hatte ihn von ihrem Vater als ein Schreipüppchen erhalten, und als solches mußte es nicht fröhlich sein und lachen, sondern auch bisweilen recht kläglich schreien. Das arme Püppchen wurde deshalb in Arme und Beine gekniffen und von den großen Händen so jämmerlich geschlagen, daß es schrie, als wenn es ihm ans Leben ginge. Jetzt war die Prinzessin zufrieden, und um das Püppchen für sein prächtiges Geschrei zu belohnen, sollte es nun auch mit den besten Leckereien gefüttert werden. Nauta wurde in ein Puppenstühlchen von einigen zwanzig Fuß Höhe gesetzt, und auf dem Tische vor ihm wurden alle Herrlichkeiten, welche die Insel nur hervorbrachte, ausgebreitet. Auf Puppenschüsselchen von der Größe eines Wagenrades lagen Pfeffernüsse, von denen jede etwa zwanzig Pfund wiegen mochte, Anisplätzchen von der Dicke eines Mühlsteins und Zuckerstengel von der Länge einer Telegraphenstange. Neben diesen Leckereien fehlte es jedoch auch nicht an einfachen und kräftigen Nahrungsmitteln, und neben einem etwa hundertpfündigen Schinken prangte auf der Puppentafel eine Wurst, die sich Nauta wohl zehnmal hätte um den Leib schlingen können. Von den kleinen Weinflaschen mochte jede etwa fünfzig Liter halten, und die Weingläser standen dem besten altdeutschen Humpeu nicht nach.

Nauta liebäugelte vorläufig nur nach der Wurst und dem Schinken und würdigte die Leckereien kaum eines Blickes; die Prinzessinnen dagegen griffen sofort nach den Pfeffernüssen und machten den Versuch, ihrem „lieben Püppchen“ gleich eine ganze mit einem Male in den Mund zu schieben. Nauta glaubte ersticken zu müssen und wehrte sich unter so schrecklichem Geschrei mit Händen und Füßen, daß die Plagegeister erschrocken zurückwichen und sogar vergaßen, die Pfeffernüsse selbst zu verzehren. Sie überließen fortan dem Schreipüppchen, sich selbst zu bedienen und lachten recht herzlich, als sich dieses von der Wurst nur ein etwa fußlanges Stück abschnitt. Ihr Lachen ging aber in hellen

Jubel über, als Nauta das Stück, welches für sie nur ein kleiner Bissen gewesen wäre, noch in viele Scheibchen zerschnitt, von denen jedes kaum die Dicke eines seiner Finger hatte. Solche zierliche Bissen hatten sie noch nie von einer Puppe verzehren sehen, und sie würden, wenn nicht der Augenschein den Beweis geliefert hätte, es für unmöglich gehalten haben, eine Wurst in so viel kleine Teile zu zerlegen. Mit dem Trinken war es ähnlich bestellt; denn Nauta nippte dreimal an dem kleinen, nur etwa ein Liter haltenden Puppengläschen, bevor er es bis auf den Grund geleert hatte. Nachdem Nauta gesättigt war, teilten die Prinzessinnen den Schinken und die Wurst in zwei gleiche Teile und steckten jeden ihrer Anteile als einen einzigen Bissen in den Mund. Mit den Pfeffernüssen und den übrigen Leckereien war ebenso schnell aufgeräumt, und der Wein verschwand wie ein Tropfen auf einem heißen Steine.

Bei der Mittagmahizeit, an welcher auch der König und sein Hofstaat teilnahmen, war das Erstaunen Nautas vielleicht noch größer, als dasjenige der Prinzessinnen; denn während das zierliche Püppchen schon von einem gebratenen Hühnchen gesättigt war, verzehrten die übrigen Teilnehmer am Gastmahle zusammen zwanzig Ochsen, zwei Walfische, hundert gebratene Gänse, zehn Tonnen Sauerkohl und zum Nachtiſch ein vierſpänniges Fuder Pfeffernüsse und andere Leckereien. Was an Wein getrunken wurde, läßt sich gar nicht beschreiben, und das ganze Wachstum der Berge am Rhein von einem Jahre dürfte für den Haushalt des Königs Goldemar kaum für drei Tage ausgereicht haben. Zum Glück trugen die Weinstöcke auf der Insel Trauben von der Länge einer Hopfenstange mit Beeren von der Größe eines Kürbis, so daß eine einzige Traube oft mehr als ein Ohmfaß füllte. —

Am Nachmittage unternahm der König eine Wanderung nach dem Goldberge, und die beiden Prinzessinnen durften ihn mit ihrem Püppchen begleiten. Für den armen Nauta war der Weg, so sehr er sich auch auf den Besuch des Berges freute, gerade keine Annehmlichkeit; denn wenn die Prinzessinnen ihn an der

Hand faßten, um ihn beim Laufen zu unterstützen, so schwebte er wie ein Vogel in der Luft, und wenn sie ihn losließen, so mußte er mindestens fünfzig Schritte zurücklegen, wenn seine Begleiterinnen einen einzigen machten. Noch schlimmer erging es ihm, wenn er von den Prinzessinnen abwechselnd getragen wurde; denn dann mußte er zum Zeitvertreib als Fangball dienen und es sich bisweilen sogar gefallen lassen, daß er wie eine Kugel über den Erdboden gerollt wurde. Je mehr er dabei schrie, desto herzlicher lachte die jüngere Prinzessin über ihr „Schreipüppchen“, und wenn man nicht eben noch zur rechten Zeit den Berg erreicht hätte, so würde neben dem goldgestickten Kittelchen auch wohl manches Stück Haut des armen Dulders verloren gewesen sein. —

Der König hatte die Wanderung unternommen, um einen geeigneten Platz für ein neues Schloß auszusuchen, das seinen allgemach heranwachsenden Töchtern zum Wohnsitz dienen sollte. Der Platz war bald gefunden und hätte nichts zu wünschen übrig gelassen, wenn nur der Goldberg nicht die Aussicht auf das Meer versperrt hätte. Man überlegte hin und her und wußte lange keinen Rat, wie dem Fehler abzuhelpen sein möchte, bis der König endlich kurz entschlossen ausrief: „Warum sollen wir noch lange heratschlagen; auf dem öden Berge wachsen weder Bäume noch Weinstöcke, und sein Wert ist für uns gleich Null! Wenn ihr mir nur ein klein wenig behilflich seid, so ist der Berg leicht umgeworfen, und bei dem Falle wird er hoffentlich in Stücke zerspringen.“

Den beiden Prinzessinnen machte die Sache Spaß, und sie folgten sofort dem Beispiele ihres Vaters und lehnten sich mit dem Rücken gegen den Berg. Beim ersten Gegenstemmen knatterte und knarrte es im Berge, als wenn ein Mauerwerk aus seinen Fugen weicht, dann wankte der Gipfel wie ein vom Winde bewegter Baum, und nach wenigen Minuten fiel der ganze Berg mit furchtbarem Geprassel um und zerfiel in unzählige Stücke. Das Feld war mit Goldklumpen von der Größe eines Kinder-

Kopfes bis zu derjenigen eines mächtigen Quaders bedeckt, und wenn Nauta jetzt freie Hand gehabt hätte, so würde er sein Schiff mit Leichtigkeit bis an den Rand mit Gold haben füllen können. Die Prinzessinnen freuten sich über das gelungene Unternehmen und benutzten sofort einige Goldklumpen, um sich im Werfen zu üben; der König aber zeigte ein recht finsternes Gesicht und äußerte seinen Unmut darüber, daß jetzt der viele Schutt, wie er die Trümmer des Goldberges nannte, den Boden bedeckte. Er wollte seinen Dienern bereits den Befehl erteilen, die Goldklumpen ins Meer zu werfen, als die jüngere Prinzessin den Vorschlag machte, das Schiff ihres Schreipüppchens damit zu füllen, damit es in die Tiefe des Meeres versinke. Nauta erschrock und flehte kniefällig darum, daß man ihn nicht seines einzigen Besitztums berauben möchte; aber die Prinzessinnen verlachten ihn und sammelten sofort eine große Menge Goldklumpen in ihre Schürzen, um sie nach dem Schiffe zu tragen. — Als sie den Hin- und Rückweg dreimal zurückgelegt hatten, waren bereits die Trümmer des halben Berges beseitigt, und es hätte nur noch der Arbeit einer einzigen Stunde bedurft, um das Feld ganz zu säubern. Da sich die Sonne jedoch dem Untergange zuneigte, so mahnte der König zur Rückkehr nach dem Schlosse, und der übrige Teil der Arbeit wurde auf den folgenden Tag verschoben.

Am Abend sollte Nauta seine Schlafstätte wieder in dem Vogelbauer aufschlagen und darin eingeschlossen werden; aber seinem Bitten und Flehen gelang es endlich, daß man die bisher hochgehaltene tote Puppe mit ihm tauschen ließ und ihm deren Wiegenbettchen als Nachtlager anwies. Er mußte sich gerne oder ungerne gefallen lassen, daß ihm das bekannte Wiegenliedchen noch einige Duzendmal vorgefungen wurde, und daß man ihn mit solcher Ausdauer wiegte, daß er trotz seiner kräftigen Seemannsnatur beinahe ein Opfer der Seekrankheit geworden wäre. Erst als er sich fest schlafend stellte und tüchtig dabei schnarchte, erreichte die Qual ihr Ende und der vermeinte Schläfer wurde seinen süßen Träumen überlassen.

Für Nauta war jedoch nach den Erlebnissen des heutigen Tages und bei der Furcht vor dem, was ihm der morgende bringen sollte, an Schlaf nicht zu denken, und er grübelte beständig darüber nach, wie er das Schloß noch in dieser Nacht heimlich verlassen und zu seinem mit Gold befrachteten Schiffe zurückkehren könne. Die Thüre des Schlaffaales war von außen verschlossen, und die Fenster lagen so hoch, daß sie nur mittelst einer Leiter zu erreichen gewesen wären. Dabei ging vor dem Schlosse eine Schildwache beständig auf und ab und rief jeden Vorübergehenden mit einem lauten „Halt, wer da!“ an. An ein Entkommen war somit nicht zu denken, und Nauta war der Verzweiflung nahe. Der Hahn hatte bereits zum zweiten Male gekräht, und im Osten begann es zu dämmern. Nur noch wenige Stunden, und die Prinzessinnen setzten ihre gestern unterbrochene Arbeit wieder fort. Das Schiff sank in die Tiefe hinab, und jeder Rettungsweg zur Rückkehr in die Heimat war abgeschnitten.

So dachte Nauta, und mancher andere mit ihm würde wohl ebenso gedacht haben; denn von dem Klabaftermann hätte in solcher Lage wohl niemand Hilfe erhofft. Und doch sollte gerade er der Retter aus aller Gefahr werden.

Die Sonne warf eben die ersten Strahlen in das Schlafzimmer Nautas und ließ alles im rothigen Lichte erscheinen; da öffnete sich plötzlich die Thür, und mit leisen Schritten trat der Klabaftermann an das Wiegenbettchen seines Freundes.

„Heda, Nauta,“ erklang es plötzlich wie eine Stimme vom Himmel, „beeile dich, mir zu folgen. Der Wachtposten vor dem Schlosse ist mit Sonnenaufgang eingezogen, und unser mit Gold befrachtetes Schiff ist zur Abfahrt klar!“

Nauta sprang mit einem lauten Jubelruf empor und verließ an der Hand seines Begleiters ungehindert das Schloß. Auf den Straßen herrschte Totenstille, und die Inselbewohner schienen alle noch im festen Schlaf zu liegen. Trotzdem mahnte der Klabaftermann zur Eile und spannte, als er auf dem Schiffe an-

gefangt war, sofort die Segel und hob den Anker empor. Wie notwendig solche Eile gewesen war, sollte sich bald zeigen; denn die Flucht des Schreipüppchens war nicht unbemerkt geblieben, und das Schiff hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, so erschienen die beiden Prinzessinnen und rangen verzweifelt die Hände. Die eine schimpfte über die Undankbarkeit und den Frevelmut ihres Schütlings, während die andere ihn mit den süßesten Worten zur Rückkehr zu bewegen suchte; Nauta aber rief beiden ein höhnisches „Lebewohl“ zu und ging, als ihm die Zammerrufe zu arg in den Ohren gelsten, in den Schiffsraum hinab.

Die Rückfahrt verlief ebenso glücklich wie die Hinfahrt. Der Klabautermann verrichtete alle Arbeit, und Nauta ergöhte sich täglich von neuem an dem Anblick des blinkenden Goldes. — Bei der Einfahrt in den Hafen von Alexandria staunte alles den mutigen Schiffer an, und als erst die reichen Schätze ausgeladen wurden, bedauerte mancher, früher die Anträge des vermeinten Abenteurers zurückgewiesen zu haben.

Nauta erbaute sich in der Nähe der Stadt ein prächtiges Schloß und lebte dort herrlich und in Freuden. Sein Freund Klabautermann hatte ihn zwar bei der Landung sofort wieder verlassen und von ihm einen Abschied wie fürs Leben genommen; als aber erst das Schloß fertig gestellt war, ließ er sich doch hin und wieder einmal sehen und verplauderte auch wohl ein Stündchen mit seinem alten Freunde. Bei solchen Gelegenheiten spottete er gewöhnlich über das vermeinte Glück, welches der Besitz reicher Schätze gewähren solle, und hänselte seinen Freund damit, daß er ausgezogen sei, um fremde Länder und Völker kennen zu lernen, und nichts gesehen habe, als eine Insel mit einem Goldberge und einige Riesen mit langen Armen und Beinen. Er selbst habe sich auf der Insel besser umgesehen und Wertvolleres mit heimgebracht, als einige Klumpen glänzenden Goldes, die man auch nachher hätte auffinden können.

Mit der Zeit begannen die Reden des Klabautermannes den habgierigen Nauta zu prickeln, und er hielt sich endlich fest da-

von überzeugt, daß auf der Insel außer dem jetzt zertrümmerten Goldberge auch noch ein Diamantenberg vorhanden sein müsse. Wer von diesem einige Stücke von der Größe auch nur eines Kinderkopfes erlangt hatte, konnte freilich auf eine ganze Schiffsladung Gold mit verächtlichen Blicken herabsehen und hatte wohl das Recht, über den geringen Reichtum zu spotten. Jedenfalls, so redete er sich ein, lag die Sache so bei dem Klabaftermann; er hatte den Diamantenberg gleich am ersten Tage entdeckt und seine Riste mit den größten Brocken desselben gefüllt und glücklich heimgebracht. Jetzt lachte er sich ins Fäustchen und spottete darüber, daß sein Begleiter so wenig von der Insel gesehen habe.

Nauta verschwieg seine Mutmaßungen gegen jedermann und theilte nur dem Klabaftermann im Vertrauen mit, daß er die Absicht habe, die Insel in der nächsten Zeit nochmals zu besuchen. Er machte dabei leise Anspielungen auf den Mangel an tüchtigen Seelenten und ließ nicht undeutlich merken, daß er auch diesmal auf die Begleitung und Hilfe seines altbewährten treuen Freundes rechne. Der Klabaftermann wies jedoch jedes etwaige zukünftige Anerbieten von vornherein durch die Bemerkung zurück, daß er noch nie zum zweiten Male auf einem Schiffe Dienste genommen habe und solches auch in Zukunft nicht thun werde. Nauta sah sich deshalb, wenn er seinen Plan wirklich ausführen wollte genötigt, mindestens ein Duzend andere tüchtige Seeleute zu heuern und sie mit schwerem Herzen für ihre Dienste zu bezahlen.

Als das Schiff den Hafen verließ, saß der Klabaftermann am Ufer auf einem Steine und winkte seinem alten Freunde mit Thränen in den Augen den letzten Abschiedsgruß zu. Das freudige „Hoïho!“ der Abfahrenden wurde von ihm nicht erwidert, sondern unter Kopfschütteln wandte er dem Meere den Rücken zu und verschwand kurz darauf hinter den Dünen.

Die Fahrt war diesmal gerade keine glückliche zu nennen, denn Sturm und Ungewitter hörten fast während der ganzen Reise nicht auf, und das Schiff erlitt vielfachen Schaden. Statt der früher auf die Reise verwendeten Wochen gebrauchte man

jetzt ebenso viele Monate, und als die Insel endlich in Sicht kam, zeigte es sich, daß der frühere Hafen verschwunden war. Die Riesen hatten ihn mit den für sie wertlosen Goldblöcken verschüttet und schienen damit jeden Verkehr mit Fremden haben abbrechen zu wollen. Es zeigte sich auch diesmal keiner der Inselbewohner am Ufer, und die ganze Bevölkerung schien sich in das Innere des Eilandes zurückgezogen zu haben.

So unangenehm diese Wahrnehmungen den Matrosen waren, so angenehm waren sie dem habgierigen Nauta. Er hatte sofort seine Pläne entworfen und wies die schon mißmutig gewordenen Seeleute an, nach eingebrochener Dunkelheit dicht an den früheren Hafen heranzufahren und von den im Meere liegenden Goldblöcken soviel in das Schiff zu laden, als dieses zu fassen vermöge. Er selbst wollte während dessen in einem Rachen nach der Insel übersetzen, um, wie er vorgab, die jetzt dort herrschenden Verhältnisse auszukundschaften.

Die Matrosen waren mit dem ihnen erteilten Befehle sehr wohl zufrieden, füllten das Schiff bis an den Rand mit Gold und traten noch in derselben Nacht, ohne die Rückkehr ihres Herrn abzuwarten, die Rückfahrt nach der Heimat an.

Nauta durchwanderte unterdessen ohne irgend eine Ahnung von der Schlechtigkeit seiner Leute die Insel von einem Ende zum andern und untersuchte, da er keinen Berg antraf, jeden am Wege liegenden Stein, ob er vielleicht ein Diamant sei. Erst mit der anbrechenden Morgenröte eilte er zum Meeresufer zurück und nahm sich vor, seine Nachforschungen in der nächsten Nacht fortzusetzen. Doch, o Schrecken, sein Rachen war verschwunden, und das Schiff eilte mit vollen Segeln der fernen Heimat zu. Laut rufend und seine Leute zur Rückkehr auffordernd, eilte er am Ufer entlang und geberdete sich wie ein Tobfüchtiger, als seinen Aufforderungen kein Folge gegeben wurde.

Durch das Geschrei waren endlich die Inselbewohner erwacht und von allen Seiten strömten die Riesen und Riesinnen herbei und fragten sich gegenseitig, wo ein Unglück geschehen sei.

Niemand wußte Auskunft zu geben, bis man endlich den vor Angst zusammengesunkenen Nauta entdeckte und in ihm das entflohene Schreipüppchen der Prinzessinnen erkannte. Unter dem lauten Jubel der Bevölkerung wurde der arme Gefangene nach dem königlichen Schlosse getragen, wo seine Rückkehr zwar mit ebenso großem Jubel begrüßt, aber auch seine frühere Flucht mit einer tüchtigen Tracht Schläge bestraft wurde. Er war fortan wieder das Püppchen der beiden Prinzessinnen und mußte ganz nach deren Gefallen halb lachen, halb schreien und essen und trinken, gleichviel ob er Hunger und Durst verspürte oder nicht. Dabei wurde er jetzt wirklich wie ein Gefangener gehalten, durfte nie ohne Begleitung ins Freie gehen und wurde während der Nacht im Vogelbauer eingeschlossen. Zu spät berente Nauta seine Habsucht, und vergeblich rief er bei jedem Morgengrauen den Klabaunermann zur Hülfe herbei. Er blieb bis an sein Lebensende das Schreipüppchen der Prinzessinnen und wurde nach seinem Tode begraben, wie bei uns die Kinder ihr totes Kanarienvögelchen zu begraben pflegen.

Die ungetreuen Seeleute sollten sich der gewonnenen Schätze nicht lange erfreuen, denn das seines Führers beraubte Schiff ging schon in den nächsten Tagen bei einem Sturm mit Mann und Maus zu Grunde.



Die feindlichen Könige.

Es war ein heißer Sommertag. Die Bäume ließen traurig die Blätter hängen, und die Blumen neigten ihre Köpfe fast bis zur Erde. Die Vögel in Wald und Flur waren verstummt, und die Menschen hatten sich zum Schutze gegen die brennenden Sonnenstrahlen in ihre Wohnungen zurückgezogen. Nur ein einzelner Mann wanderte singend und jubelnd die Landstraße entlang und schien durch die für andere unerträgliche Hitze gar nicht belästigt zu werden. Wer ihn von uns gesehen hätte, würde aber über seinen Frohsinn gar nicht erstaunt gewesen sein, sondern sich nur über das sonderbare Aussehen des Mannes bei der heißen Sommerzeit gewundert haben. An jedem Haar seines grauen Bartes hing ein langer Eiszapfen. Das Haupthaar glitzerte von Reif, und der zottige Pelz war mit einer Lage Schnee bedeckt, wie man sie schöner sonst kaum zur Weihnachtszeit sehen konnte. Wo der Fuß des Mannes hintrat, erstarrten Gräser und Kräuter, und was von seinem wie Rauch aus dem Munde strömenden Aem berührt wurde, bedeckte sich mit einer festen Eiskruste. Trat ihm auf seiner Wanderschaft ein Bach oder Fluß hindernd in den Weg, so berührte er das Wasser nur mit seinem Stabe, und sofort bildete sich eine Eisbrücke, über welche der schwerste Frachtwagen hätte hinüberfahren können. — Die Sonne schien ihre Kraft gegen den Mann ganz nutzlos zu verschwenden, denn die Schneedecke schmolz auch nicht einmal um ein Haarbrett, und die Eiszapfen am Barte wurden statt dünner und kürzer nur immer dicker und länger.

Der einsame Wanderer blieb oft stehen und schaute sich nach allen Seiten nach einem Gesellschafter um, schüttelte aber jedes-

mal enttäuscht den Kopf und murmelte etwas, wie von trägen Menschen, in den Bart. Sein Mißmut stieg mit jeder Minute, und als die Sonne sich endlich dem Untergange zuneigte, warf er sich verdrießlich ins Gras nieder und gab sich dem Schlafe hin. Er sollte sich jedoch der Ruhe nicht lange erfreuen und einen Gesellschafter finden, der zu ihm paßte wie die Faust auf's Auge, denn die Dunkelheit war noch nicht völlig hereingebrochen, so wurde er aus seinem Schlafe höchst unsanft aufgerüttelt und mit Scheltworten überschüttet, wie er sie noch nie in seinem Leben gehört hatte. Er rieb sich noch halb schlaftrunken die Augen und sah einen blühenden Jüngling vor sich stehen, von dessen Gesicht der Schweiß wie der Platzregen von einem Dache nieder-rann. Das Haupthaar war feuerrot und schien in lichterlohen Flammen zu stehen, und der Bart leuchtete mit solchem Glanze, daß er sogar die Strahlen der Sonne in Schatten stellte. Die Kleidung des Jünglings bestand in einem weißen Gewande, von dem das Auge fast geblendet wurde. Sein Atem brachte die dicksten Eiszapfen zum auftauen, und wo sein Fuß den Erdboden berührte oder ein Schweißtropfen niedergefallen war, sproßten sofort Blumen und Kräuter empor.

So freundlich der Jüngling auch sonst lächeln zu können schien, so unfreundlich geberdete er sich jedoch gegen den Fremden und mit einer Barschheit, die man ihm kaum zugetraut haben sollte, fuhr er diesen mit den Worten an: „Wie kannst du es wagen, in mein Reich einzudringen und überall Verderben anzurichten? Die Bäume an dem Wege, den du gegangen bist, sind mit Eis bedeckt; die Bäche und Flüsse, die du überschritten hast, sind erstarrt, und die vor einigen Stunden noch so schöne grüne Wiese, die du dir zum Lagerplatze gewählt, ist fahl und gelb geworden. Augenblicklich verlaß die Grenzen meines Reiches wieder, oder ich lasse dich in ein Gefängnis werfen, in dem dir weder Sonne noch Mond scheinen wird!“

„Deine Drohung kann mich nicht schrecken,“ gab der Eisige höhnisch zur Antwort; „denn vom Sonnenschein halte ich nicht

gar viel, und der Mondschein macht mich nicht kalt und nicht warm. Du scheinst die grüne Farbe zu lieben, weil du die früher grüne Wiese schön nennst; ich dagegen liebe die fahle und gelbe und bezeichne die Wiese erst jetzt als schön. Über das Erstarren der Flüsse und Bäche darfst du dich gar nicht beklagen; denn wenn ich über dieselben Brücken vorgefunden hätte, so hätte ich mir nicht die Mühe gemacht, solche erst zu erbauen. Doch warum sollen wir weiter miteinander streiten; das große Reich bietet jedenfalls für uns beide hinlänglich Raum, und wenn wir friedlich neben einander hergehen, so kannst du dich an der grünen und ich mich an der fahlen und gelben Farbe erfreuen."

"Du scheinst meiner noch spotten zu wollen," erwiderte der Jüngling, "und nicht zu wissen, wen du vor dir hast. Ich wiederhole deshalb nochmals, daß ich der Beherrscher dieses Reiches bin und dir als solcher den Befehl erteile, sofort über die Grenze in deine Heimat zurückzukehren!"

"Und ich," rief der Eisige mit zorngerötetem Gesichte, "bin ein freier Mann, der keinen Gebieter über sich anerkennt und seinen Weg, wie es ihm gerade beliebt, durch jedes Land nimmt? Willst du meine Weiterreise hindern, so mußt du mit mir kämpfen; ich sage dir aber im voraus, daß du unterliegen wirst, und daß ich nach deinem Tode die Herrschaft über das Reich für ewige Zeiten übernehmen werde."

Unter lautem Gelächter über die Kampflust des Alten klatschte der Jüngling in die Hände, und sofort erschienen mehrere Diener, welche dem Fremdlinge nicht nur die Eiszapfen aus dem Barte rissen und den Schnee vom Pelze fegten, sondern ihn auch trotz seiner heftigen Gegenwehr fesselten und in ein dunkles Gefängnis warfen.

Da lag er nun einsam und allein und hatte Zeit, über seine begangene Thorheit nachzudenken. Die meiste Zeit schlief er und träumte von vergangenen schönen Tagen, da er noch ungehindert von Land zu Land gewandert war und sich an der fahlen und gelben Farbe erfreut hatte.

Monate waren bereits vergangen, und jede Hoffnung auf Befreiung war geschwunden; da vernahm der Gefangene eines Tages von der Außenseite seines Gefängnisses her eine bekannte Stimme, welche ihm zurief: „Herr und Gebieter, ich habe nach langem Suchen erst vor einigen Tagen deinen Aufenthaltsort entdeckt und bin jetzt gekommen, um dich zu befreien. Deine sämtlichen Diener begleiten mich, und es wird für uns um so leichter sein, deinen Feind zu überwinden, als diesen in der letzten Woche die meisten seiner eigenen Diener böswillig verlassen haben. Halte dich in der nächsten Nacht zur Flucht bereit und erschrick nicht, wenn du das Toben an den Mauern deines Gefängnisses vernimmst.“

Der Gefangene brach in hellen Jubel aus und prüfte sofort seine Kräfte, indem er das kleine Kerkerfensterchen anhauchte und über und über mit zierlichen Eisblumen bedeckte. Zu seinem Bedauern mußte er jedoch sehen, daß die lange Unthätigkeit seine Kräfte doch geschwächt hatte; denn Eiszapfen vermochte er noch nicht wieder hervorzubringen, und Schnee zeigte sich nur in vereinzelten Flocken. Aber er tröstete sich mit der Hoffnung, daß mit der wiedererlangten Freiheit auch seine Kräfte wieder zunehmen würden, und schmiedete schon jetzt Pläne, wie er demnächst Wald und Flur mit Schnee und Eis überziehen wollte.

Die nächste Nacht brachte dem Gefangenen die Freiheit wieder; der jugendliche Beherrscher des Landes wurde vom Throne gestoßen und in dasselbe Gefängnis geworfen, welches bisher den Eifigen beherbergt hatte.

Die Bewohner des Landes waren von dem Thronwechsel wenig erfreut und seufzten und stöhnten; denn der jetzige Herrscher regierte mit eiserner Strenge und gestattete seinen Dienern jedwede Bedrückung des armen Volkes. Schon nach wenigen Tagen sah das Land einer Wüste ähnlich. Bäume und Sträucher hatten ihren Schmuck verloren, und nirgends sproßte ein Grashalm hervor. Der Verkehr begann zu stocken, und Städte und Bauern mußten von dem Leben, was sie unter dem vorigen Herrscher er-

übrig hatten. Die Unzufriedenheit wuchs mit jedem Tage, und die Sehnsucht nach dem gefangenen Könige wurde ganz besonders dadurch rege gehalten, daß sich dieser bisweilen an seinem Kerkerfensterchen sehen ließ und einen seiner freundlichen Blicke auf die traurig vorüberziehenden Unterthanen warf.

Nach und nach hatte sich die Kunde von dem Thronwechsel und der Härte des neuen Gebieters bis in die fernsten Länder verbreitet und war auch zu den Ohren der Diener gelangt, welche ihren Herrn einige Monate vorher böswillig verlassen hatten. Es war ihnen in der Fremde nicht so gut ergangen, wie sie erwartet hatten, und die meisten unter ihnen sehnten sich nach der alten Heimat und dem früheren Dienstverhältnisse zurück. Sie berauten jetzt die im Übermuth begangene Frevelthat und beratschlagten hin und her, wie der Fehler wieder gut zu machen sein möchte. Der eine gab diesen und der andere jenen Rath, und man wäre vielleicht nach Monaten noch zu keinem Entschlusse gekommen, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht verbreitet hätte, daß der Thronräuber an Altersschwäche leide und von der Mehrzahl seiner Diener verlassen sei. Diese Nachricht gab allen neuen Mut, und es wurde sofort der Beschluß gefaßt, in die alte Heimat zurückzukehren und den gefangenen Herrscher wieder auf den Thron zu setzen.

Die zurückkehrenden Diener wurden von dem Volke mit lautem Jubel begrüßt, und von allen Seiten vernahm man nur Spott und Hohn über die jetzige Ohnmacht des fremden Bedrückers. — So schlimm, wie man die Sachen darstellte, lagen sie jedoch keineswegs; denn der Thronräuber hatte trotz seiner Härte doch manches Gute geschaffen, und mit seiner Ohnmacht war es nicht weit her. Es bedurfte noch vieler und schwerer Anstrengungen, bis man ihn besiegt hatte, und es gelang nicht zum zweiten Male, ihn zu fesseln und in das Gefängnis zu werfen. Er entfloh in ferne, in der Nähe des Nordpols gelegene Länder, kehrte aber alle Jahre wieder und versuchte, die verlorene Herrschaft zurückzugewinnen. Das von dem jugendlichen Kö-

nige in ein Paradies umgeschaffene Land wurde von dem Feinde dann gewöhnlich wieder in eine Wüste verwandelt, und der Verkehr stockte oft monatelang. Nach und nach gewöhnte sich jedoch das Volk an diesen steten Wechsel, und wie man sagt, sollen sogar viele die jedesmalige Rückkehr des feindlichen Königs mit Jubel begrüßt haben.



Das Sonntagskind.

Erich war, wie seine Eltern und seine Paten versicherten, ein Sonntagskind und konnte als solches nicht nur viele, andern Menschen verborgene Dinge sehen, sondern mußte nach der Behauptung aller weisen Mühmen und Bettern später auch unbedingt sein Glück machen. Vorläufig war davon freilich noch nicht viel zu bemerken, denn in der Schule kam er an Schlägen nie zu kurz, und an zerrissenen Jacken und Hosen, welche mit dem Stab „Wehe“ ausgeflickt werden mußten, war selten Mangel. Was aber nicht war, konnte noch werden, und jedesmal, wenn Erich sich den Buckel rieb, lächelte er still vor sich hin und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ein Sonntagskind von allem, was ausgeteilt werde, stets den größten Anteil haben müsse. An Länge und Körperkraft übertraf er bald alle seine Mitschüler, und wenn es sich um irgend eine Rauferei handelte, so zeigte sich stets das Übergewicht des Sonntagskinds über die Wochentagskinder. In der geistigen Entwicklung blieb Erich zwar bedeutend zurück, und im Lesen, Schreiben und Rechnen wurde er von dem kleinsten Knirps in der Schule übertroffen; aber nach dem einstimmigen Urtheil der Mühmen und Bettern war das Lernen für ein Sonntagskind ganz überflüssig, und jedes Glück mußte ihm auch ohne diese Kenntnisse zu teil werden.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, sollte Erich auch, als er die Schule verlassen hatte, kein Handwerk oder sonstiges Geschäft erlernen, sondern in die weite Welt hinaus ziehen, um dort das gar nicht zu verfehlende Glück zu suchen. Dem gerade nicht besonders zur Arbeit geneigten Burschen gefiel dieser Beschluß ganz vortrefflich, und schon in den nächsten Tagen schnürte er sein Mäntel und zog singend und jubelnd zum Dorfe hinaus.

So lange die Mutterpfennige noch reichten, wurde herrlich und in Freuden gelebt, und an die Auffuchung des Glückes wurde nicht weiter gedacht; als jene aber zur Neige gingen und Schmalhans Küchenmeister wurde, tauchte der Gedanke an den Zweck der Reise langsam wieder auf. Erich durchsuchte Berg und Thal, Feld und Flur nach dem begehrten Glück, und wenn er notgedrungen sein Nachtlager im Walde oder auf einer Wiese aufschlagen mußte, so träumte es ihm von prächtigen Schließern, reichen Schätzen und bisweilen sogar von einer Krönkrone.

Eines Abends hatte Erich, da ein Wald nicht in der Nähe war, sein Nachtlager auf einer Wiese aufgeschlagen und sich in dem üppig aufgeschossenen Grase derart verborgen, daß ihn wohl kaum ein Spürhund aufgefunden haben würde. Der Vollmond schien hell vom Himmel herab, die Luft war warm und mild, und das leise Säufeln des Windes erklang wie ein sanftes Schlummerlied. Trotzdem vermochte Erich den Schlaf nicht zu finden und wälzte sich unruhig auf seinem weichen Lager umher. Bald schien ihm der Mond zu hell in die Augen, bald prickelte und kitzelte ihn ein Grashalm im Gesicht, und wenn er die Augen schloß, so raschelte ein Mänschen in der Nähe oder lief ihm wohl sogar über Brust und Bauch. Schon wollte er sich wieder erheben und ein anderes Nachtlager aussuchen, da trippelte und trappelte es plötzlich neben ihm, und eine Schar kaum handhoher Elfen zog vorüber, die paarweise, jedesmal ein Männlein und ein Weiblein, dem an der goldenen Krone kenntlichen Elfenkönige folgten. Mitten auf der Wiese machten sie Halt und drehten sich nach den Tönen einer sanft klingenden Musik im muntern Tanze.

Erich schaute der Lust des kleinen Böldchens verwundert zu und wagte anfangs aus Furcht vor Entdeckung kaum zu atmen. Als jedoch eine Stunde nach der andern verging und die muntere Schar statt zu ermüden nur immer lustiger umhersprang, wurde er dreister und schließlich durch das hohe Gras gedeckt dem Tanzplazze immer näher.

Schon in seiner frühesten Kindheit hatte er viel von den Elfen und ihrem Reichtum erzählen gehört, und er erinnerte sich jetzt der Mär, daß derjenige, welcher ein solches kleines Wesen einzufangen vermöchte, sein Glück für immer gemacht haben sollte. Wenn das andern Leuten, wie er sicher wußte, schon vor ihm gelungen war, so konnte es ihm als Sonntagskind gar nicht fehlen, und der Versuch sollte wenigstens gemacht werden.

Als er sich nahe genug glaubte und die Lustigkeit der Kleinen ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, stürzte er sich wie ein Tiger auf das arglose Böldchen und erfaßte gleich mit dem ersten Griff den jammernden König. Die übrige Schar war im selbigen Augenblick spurlos verschwunden, und auf der Wiese war es so still geworden, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören können. — Nur der unglückliche König seufzte und stöhnte und bat im flehentlichen Tone um Zurückgabe seines Scepters, das ihm bei der plötzlichen Überraschung entfallen war.

„Daß ich ein Thor wäre,“ gab Erich hohnlachend zur Antwort, „und dir selbst das Mittel zu deiner Flucht reichen sollte! Ich weiß recht wohl, daß du dich durch das Scepter unsichtbar machen kannst und dann aus meinen Händen verschwinden wirst wie Nebel vor der Sonne; deshalb mußt du auf seine Wiedererlangung wenigstens so lange verzichten, bis ich dir meine Wünsche vorgetragen habe und du dieselben erfüllt hast. Wie du wohl schon aus dem Umstande, daß ich dich und dein Böldchen mit Augen gesehen habe, erkannt haben wirst, bin ich ein Sonntagskind und als solches vor andern Menschen ganz besonders bevorzugt. Ich bin in die weite Welt ausgezogen, um das mir von

Muhmen und Basen in Aussicht gestellte Glück zu suchen, und du als mein Gefangener sollst es mir jetzt bringen."

"Sage mir schnell, was du verlangst," gab der König zur Antwort, "und wenn es in meinen Kräften steht, so soll es dir gewährt sein."

"Ich könnte mir," erwiderte Erich, "ein prächtiges Schloß, Kutschen und Pferde, schöne Kleider und verschiedene andere Dinge wünschen, und du würdest, um deine Freiheit wieder zu erlangen, alles bewilligen müssen; aber ich will dir die Sache leichter machen und fordere von dir nur einen unerschöpflichen Schatz, dem ich täglich so viele Goldstücke entnehmen kann, als mir beliebt."

Der Elfenkönig nickte zum Zeichen der Bewilligung mit dem Kopfe, zog ein buntes Tüchlein hervor und reichte es seinem Gegner mit den Worten: "Dieses Tüchlein breite auf dem Boden aus und rede es mit dem Zauberspruche an:

Tüchlein, Tüchlein bunt,
Fülle dich gleich zur Stund'
Reichlich mit lauterm Gold,
Sei keinem andern hold:
Also befehl' ich dir,
Weil König Puffel mir
Dazu die Macht verlieh;
Tüchlein versage nie!

Sofort wird sich das Tüchlein mit soviel Goldstücken füllen, als deine Taschen zu fassen vermögen, und seine Wunderkraft täglich so oft bezeigen, als du es ihm befehlst.

Erich hatte über den Schluß den Anfang des Zaubersprüchleins schon wieder vergessen und verlangte von dem Elfenkönige, daß er ihm dasselbe aufschreiben solle; doch dieser erwiderte lachend, daß keiner der Elfen die Kunst des Schreibens erlerne, weil jeder sich mit den andern auch ohne dieselbe auf die weitesten Entfernungen hin verständigen könne. Es blieb deshalb nur übrig, daß Erich sich das Sprüchlein so oft vorsagen ließ, bis er es seinem Gedächtnisse fest eingeprägt hatte und ein angestellter Ver-

such den Beweis lieferte, daß das Tüchlein dem Befehle gehorchte. Er füllte seine Taschen mit Gold, verbarg das Tüchlein vorsichtig im Busen und gab dem erfreuten Elfenkönige seine Freiheit wieder.

Die nächsten Tage wurden wie früher in Lust und Freude verlebt, und erst als das letzte Goldstück verausgab war, dachte Erich daran, seinen Vorrat wieder zu ergänzen. Er breitete im Felde sein Tüchlein auf den Boden aus und begann mit lauter Stimme seinen Zauberspruch herzusagen; aber, o Schrecken, als er bis zu den Worten gekommen war „Weil König Puffel mir“, wußte er den Schluß nicht zu finden, und das Tüchlein versagte seine Dienste. Er mochte sein Gedächtnis zermartern, wie er wollte, es half alles nichts, sondern verwirrte ihn sogar dergestalt, daß er schließlich auch den Anfang des Zauberspruches vergessen hatte. Weinend rang er die Hände und jammerte so lange, bis er endlich in Schlaf versiel.

Als er wieder erwachte, stand an seiner Seite eine hübsche, blondgelockte Frau in blauseidenem Kleide, welche ihn mittheilungsvoll anblickte und ihn nach einigem Zögern mit den Worten anredete: „Warum hast du geweint, armer Bursche? Drückt dich irgend ein Leid, so klage es mir, und wenn es in meiner Macht steht, so werde ich dir helfen. Ich bin nämlich die Fee Fortuna und gebiete über alles, was die Menschen Glücksgüter nennen. Schon mancher hat sich in seinem Leid durch mich trösten lassen, und hoffentlich gelingt es mir auch bei dir.“

„Ach,“ gab Erich seufzend zur Antwort, „ich war bis vor wenigen Stunden so glücklich, wie je ein Mensch sein kann, und gebot über unerschöpflichen Reichtum; aber plötzlich verlor ich alles, weil mich mein Gedächtnis im Stiche ließ und ich ein Zaubersprüchlein vergaß, welches mich der Elfenkönig gelehrt hatte. Könnt Ihr mir das Sprüchlein wiederholen, so ist mein Glück von neuem gemacht, und ich werde Euch ewig dankbar sein.“

„Was du wünschst,“ erwiderte die Fee, „steht leider nicht in meiner Macht, weil wir aus verschiedenen Gründen jeglichen

Umgang mit den Eifen meiden; wenn dich aber Gold glücklich machen kann, so sollst du dessen mehr haben, als dir der Eifenkönig jemals zu bieten vermag. Nimm hier diesen leinenen Beutel, der sich jedesmal bis oben hin mit Goldstücken füllen wird, wenn du ihn dreimal mit der linken Hand schlägst und dabei das Zaubersprüchlein sagst:

Beutelein, Beutelein von Leinewand,
Ich hab' dich geschlagen mit der linken Hand,
Mit der rechten will ich das Gold erfassen,
Das Fortuna in dir hat entstehen lassen!

Wer war glücklicher als Erich, und wer konnte sich jetzt mit ihm messen! — Doch durch Schaden wird man klug, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; so dachte das glückliche Sonntagskind und lernte diesmal das Sprüchlein nicht auswendig, sondern schrieb es mit Kreide in seinen Hut. Auf diese Weise war jeder Gefahr des Verlustes vorgebeugt, und vor etwaigem Verrat schützte die Krähenfüßen ähnliche Schrift, die selbst der gelehrteste Professor nicht entziffert haben würde.

Nachdem Erich die Wunderkraft des leinenen Beutels erprobt und seine Taschen mit Gold gefüllt hatte, verabschiedete er sich von der gütigen Fee mit den herzlichsten Dankesworten und lebte fortan wieder in Sauf und Braus.

Wochenlang ging alles gut, und der Beutel that seine Schutbigkeit noch besser als früher das Tüchlein; da wollte es das Unglück, daß Erich eines Tages an einem Flusse lustwandelte und Verlangen nach einem erfrischenden Badé verspürte. Um zuvor die Wärme des Wassers zu prüfen, beugte er sich mit dem Oberkörper über den Fluß und tauchte eben die Hand in die Flut; da, o Jammer, entfiel ihm der Hut, der von der Strömung mit reißender Schnelligkeit fortgerissen wurde. Weinend und wehklagend lief Erich am Ufer entlang und stellte die Verfolgung nicht eher ein, als bis der Hut und mit ihm das Zaubersprüchlein in einem Strudel verschwand.

Daß ein Sonntagskind von einem solchen Unglücke betroffen

werden könne, hätte der arme Bursche früher selbst nicht geglaubt, und seine Enttäuschung war deshalb um so größer. Er schalt sich selbst wegen seiner Dummheit und erhob ein Lamento, daß schließlich sogar die Wassernixen näher zum Ufer heranschwammen und den Kopf horchend über die Fluten erhoben. Eine derselben war sogar so dreist, daß sie den halben Oberkörper aus dem Wasser emporhob und den schimpfenden und tobenden Erich um die Ursache seines Zornes befragte.

„Ach,“ gab dieser seufzend zur Antwort, „mir ist mein Hut ins Wasser gefallen und mit ihm habe ich ein Zaubersprüchlein verloren, durch welches ich mir unermessliche Schätze an Gold verschaffen konnte.“

„Das thut mir leid,“ erwiderte die Nixe; „denn den Hut vermag ich dir nicht wieder herbeizuschaffen, weil er sich schon im Gebiete anderer uns feindlichen Schwestern befindet. Wenn es dir aber nur um Gold zu thun ist, so ist dir auch ohne Zaubersprüchlein leicht zu helfen. Nimm hier dieses kleine Netz, welches dir so viel Gold bieten wird, daß du stets im Überflusse leben kannst. Du brauchst dasselbe nur durch ein fließendes Wasser zu ziehen, so füllt es sich mit Goldstücken und bezeugt seine Wunderkraft täglich so oft, als es dir beliebt. Hüte dich allein vor Gewässern, die keine Wellen werfen; denn in diesen hält sich der böse Kühlebörn auf, der dir aus Feindschaft gegen uns das Netz zerreißen und es für immer seiner Wunderkraft berauben würde.“ —

Erich fühlte sich jetzt wieder als Sonntagskind, machte sofort einen gelungenen Versuch mit dem Netze und nahm mit dem herzlichsten Danke von der Nixe Abschied.

Alles ging wieder wochenlang gut, und die Goldschätze nahmen kein Ende, bis Erich auf seiner Wanderschaft schließlich in eine Gegend kam, in welcher weit und breit weder Bach noch Fluß zu finden war. Jetzt wurde Schmalhans wieder Küchenmeister, und die Not stieg bald so hoch, daß es dem armen Sonntagskinde sogar an einem Stückchen trockenen Brotes fehlte. Um so

größer war daher die Freude, als der hungrige Wanderer eines Tages einen Teich erreichte, dessen von den Sonnenstrahlen getroffene Oberfläche sich glitzernd hin und her zu bewegen schien. Es ließ sich zwar nicht mit Sicherheit behaupten, daß er Wellen warf, und noch viel weniger, daß er ein fließendes Wasser war; aber Kühleborn konnte doch unmöglich in jedem Teiche oder See wohnen, und ein Versuch mit dem Neze ließ sich deshalb immerhin wagen. Um aber ganz sicher zu gehen und den Kühleborn, wenn er sich wirklich hier aufhielt, hervorzulocken, warf Erich mit Steinen nach dem Teich und verspottete den Wassernix mit den Worten:

Kühleborn, du Wassermann,
Zieh ein anderes Köcklein an;
Denn wie von des Baumes Wipfel
Tropft aus deines Rockes Zipfel
Wasser, daß dich jeder kennt
Und dich Kühleborn gleich nennt!

Kühleborn, du Wassermann,
Zieh doch andere Höschen an;
Höre, was die Kinder sagen:
Mutter darf sich nicht beklagen,
Kühleborn, der Wassermann,
Hat auch nasse Höschen an!

Das Spottlied blieb ohne Erfolg; Kühleborn, der sonst sehr empfindlich sein sollte, ließ sich nicht blicken und mußte deshalb im Teiche augenblicklich seinen Wohnsitz nicht aufgeschlagen haben. Ohne weiteres Bedenken warf Erich das Netz in das Wasser und hob es zu seiner großen Freude mit Goldstücken gefüllt wieder empor; als er jedoch eben im Begriff stand, es zu sich heran ans Ufer zu ziehen, tauchte plötzlich Kühleborn aus dem Wasser auf und rief mit Donnerstimme: „Sieh', so strafe ich die Spötter!“ Dabei zerriß er mit beiden Händen die Maschen des Netzes, daß die Goldstücke in den Teich zurückfielen, und verschwand dann sofort wieder in den Fluten.

Alles Wehklagen und Jammern des unglücklichen Erich war

umsonst; das Netz war zerrissen. Es erschien auch kein Elfenkönig, keine Fee und keine Wassernixe, und fast ohnmächtig vor Hunger mußte das Sonntagskind seine Wanderung fortsetzen.

Am Nachmittage erreichte Erich eine Gegend, die ihm bekannt vorkam, und als er ein halbes Stündchen weit gewandert war, sah er zu seinem Erstaunen sein Heimatdorf vor sich liegen. Hunger und Durst waren plötzlich vergessen, und wie auf Flügeln eilte er dem elterlichen Hause zu.

Raum war seine Ankunft im Dorfe bekannt geworden, so strömten auch schon von allen Seiten die Mähnen, Basen und Wetter herbei und bestürmten ihn mit Fragen, ob er in der weiten Welt das Glück gefunden habe.

„Glück,“ gab Erich zur Antwort, „soviel einem Sonntagskind nur immer zu teil werden kann, und Gold, daß ich es hätte mit Scheffeln messen können. Sehet, hier dieses Tüchlein bedeckt sich auf einen Zauberspruch mit Goldstücken; dieser leinene Beutel füllt sich auf einen Zauberspruch mit Goldstücken, und dieses Netz fördert aus jedem Gewässer so viel Gold zu Tage, daß ich damit jedesmal alle Taschen füllen kann.“

Die Mähnen, Basen und Wetter schlugen verwundert die Hände über dem Kopfe zusammen und maßen sich jeder ein gutes Teil des Ruhmens zu, durch den erteilten guten Rat zu den glänzenden Erfolgen des Sonntagskinds beigetragen zu haben. Als sie aber die Wunderkräfte der kostbaren Glücksgüter mit eigenen Augen zu sehen verlangten, traute sich Erich verlegen hinter den Ohren und gestand mit verschämten Blicken, daß er die Zaubersprüche vergessen, und daß ihm Rühlebörn aus Nachsucht das Netz zerrissen habe. — Jammer und Wehklagen folgte der unerwarteten Enttäuschung, und guter Rat war so lange teuer, bis endlich eine alte Mähne den Vorschlag machte, den Schulmeister des Dorfes zu befragen. Denn dieser habe bisher noch in allen Dingen Rat gewußt, und wenn er auch die Zaubersprüche nicht kennen sollte, so gelinge es ihm doch vielleicht, das Gedächtnis des armen Erich wieder aufzufrischen. Gesagt,

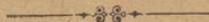
gethan. Der Schulmeister erschien, betrachtete mit Kennermiene das Tüchlein, den Beutel und das Netz und wandte sich dann nach langem Überlegen mit den Worten an Erich: „Die Zaubersprüche sind mir unbekannt, und dein Gedächtniß vermag ich nicht mehr wie in früheren Jahren wieder aufzufrischen. Ebenso vermag ich auch das Netz, das ohnehin seine Wunderkraft verloren hat, nicht auszuflicken; aber bezüglich des leinenen Beutels kann ich dir doch einige Winke geben, die vielleicht von Vorteil für dich sind, und diese will ich dir nicht vorenthalten. Arbeite das ganze Jahr hindurch fleißig auf deinem Acker und sammle die Schweißtropfen, die du bei der Arbeit vergießest, in dem Beutel, und am Jahreschlusse wird jeder derselben in ein Goldstück verwandelt sein.“

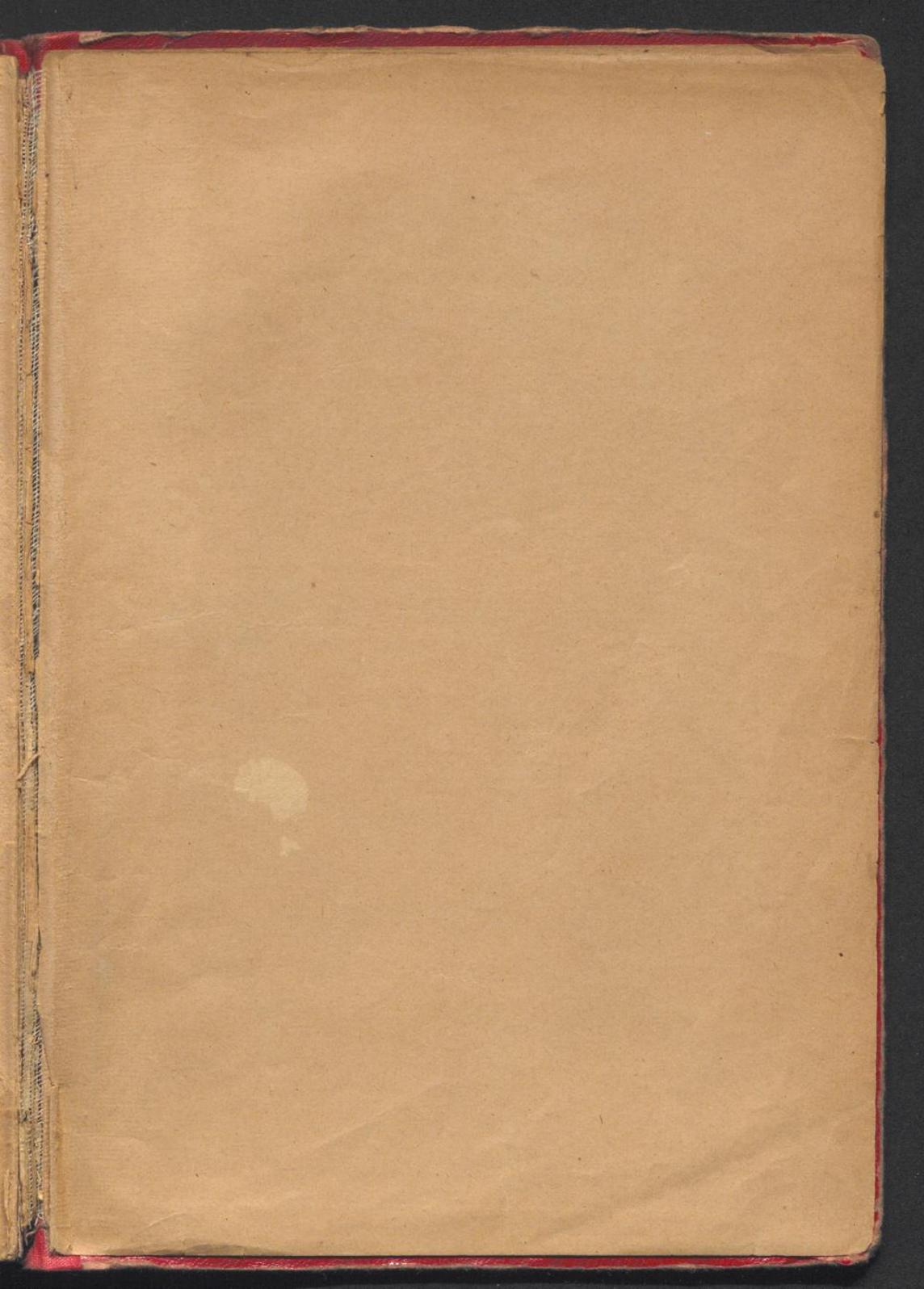
Erich soll den Rat seines früheren Lehrers, so sauer es ihm auch geworden sein mag, pünktlich befolgt haben, und wie man sagt, hat sich das Zaubermittel glänzend bewährt.

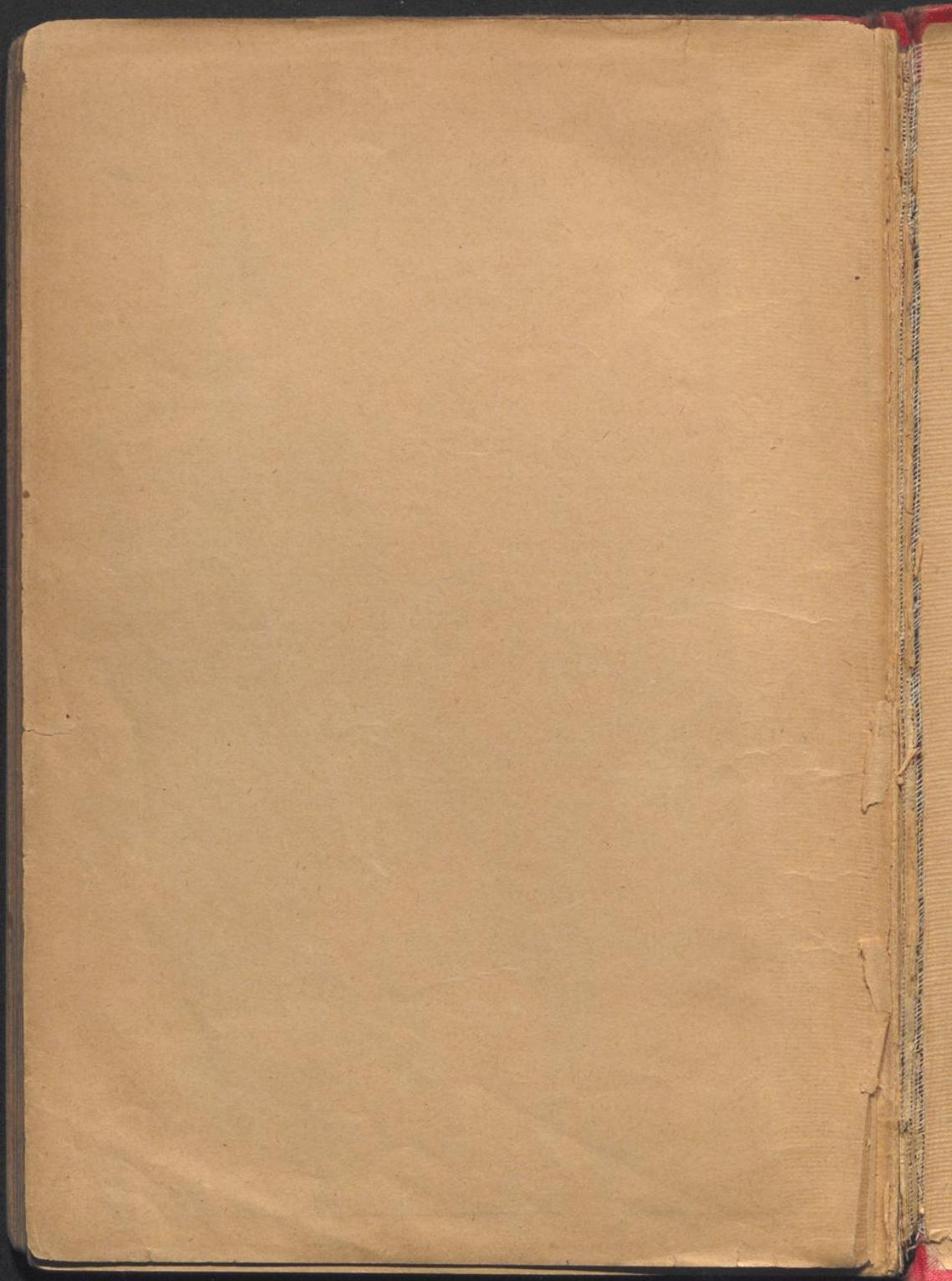


Inhalt.

	Seite
Die dankbaren Vögel	5
Der Heckthaler	10
Prinz Minnewin	20
Der wilde Hans	40
Der Zauberer Illuminatus	52
Prinzessin Taufendtschönchen	65
Der ungerechte Stadt	75
Die sieben Schneidergesellen	82
Die Heintelmännchen	94
Hüpfen und Hüpfen	105
Das goldene Bein	118
Mitter Ohneherz	124
Die Insel des Königs Goldmar	136
Die feindlichen Könige	153
Das Sonntagskind	158







140-

